Skizze von Wien.

Erster Theil.

Gs
7317
1
S B
A A 6 5.

Skizze von Wien,

unter

der Regierung Joseph des Zweyten.

Vierte rechtmäßige Auflage.

Erster Theil.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Wien.

Bey J. V. Degen,

Buchdrucker und Buchhändler.

1803.

Inhalt
des ersten Theils.

I. Lage	Seite 1
II. Uebersicht	2
III. Clima	5
IV. Physiognomie der Stadt	6
V. Die Vorstädte	12
VI. Vorschläge	14
VII. Plan von Wien	15
VIII. Apologie der großen Städte	19
IX. Der Kaiser	22
X. Fürst Kaunitz	23
XI. Bevölkerung	24
XII. Anhang zur Bevölkerung	30
XIII. Consumtion	32
XIV. Menschengattung und Anzug	35
XV. Der hohe Adel	38
XVI. Der zweyte Adel	41
XVII. Der gemeine Mann	43
XVIII. Lebensbedürfnisse	45
XIX. Gastfreyheit	47
XX. Politischer Charakter der Wiener	48
XXI. Moralischer Charakter der Wiener	50
XXII. Gecken beyderley Geschlechts	52
XXIII. Spielsucht	56
XXIV. Lotterie	60
XXV. Titelsucht	61
XXVI. Tagesordnung der Stadt	63
XXVII. Sonntage und Feyertage	71
XXVIII. Der 12. September.	73
XXIX. Der Neujahrstag	74
XXX. Aeneas, Sylvius, Shakespeare, Lady Montague und Keyßler	77
XXXI. Der Hof	85
XXXII. Die Burg	87
XXXIII. Der Kammerherrnschlüssel	90
XXXIV. Polizey	90
XXXV. Freyheit im Reden	94
XXXVI. Neugierde	96

XXXVII. Pracht und Aufwand . Seite 99
XXXVIII. Ein großes Haus 102
XXXIX. Holzverbrauch . . . 105
XL. Bankozettel 108
XLI. Nationaltheater 110
XLII. Von der Liebe 115
XLIII. Galanterie 119
XLIV. Abnahme der Ehen 123
XLV. Falsche Schlüsse 125
XLVI. Wohnungen, Miethzimmer . . . 126
XLVII. Weinkeller 131
XLVIII. Bierhäuser 132
XLIX. Institut der Taubstummen . . . 134
L. General-Seminarium 137
LI. Allgemeines Krankenhaus . . . 139
LII. Todtenschaueramt und Todtenlisten . . 142
LIII. Begräbnisse 143
LIV. Periodische Schriften 146
LV. Die Hetze 148
LVI. Unbequemlichkeiten 152
LVII. Bequemlichkeiten 158
LVIII. Volkslaune 162
LIX. Aufklärung 165
LX. Religion 170
LXI. Toleranz 173
LXII. Protestanten 176
LXIII. Gewissensfreyheit 178
LXIV. Ueber den Deismus 179
LXV. Die heilige Wegzehrung . . . 182
LXVI. Griechen 184
LXVII. Fiacker, Löhnkutscher . . . 185
LXVIII. Die Bastey 187
LXIX. Naturalien-Cabinett 190
LXX. Schlittenfahrten 192
LXXI. Gassenkehrer 194
LXXII. Wälsche und deutsche Oper . . . 197
LXXIII. Reife Mädchen 200
LXXIV. Kaiserliche Bibliothek . . . 202
LXXV. Das Belvedere 205
LXXVI. Tracteurs 209
LXXVII. Der Fasching 212
LXXVIII. Die Fasten 215
LXXIX. Volkslisten vom Jahre 1786 . . . 216
LXXX. Consumtion vom Jahre 1786 . . . 219

Skizze von Wien.

I.

Lage.

Unter dem vier und dreyßigsten Grad östlicher Länge, und unter dem acht und vierzigsten Grad nördlicher Breite, erhebt sich am südlichen Ufer des prächtigen Donaustroms ein mäßiger Hügel, auf dem die Römer im alten Pannonien eine Schanze anlegten, woraus weiland Vindobona, und endlich das heutige Wien ward.

Die Gegend um Wien ist abwechselnd, schön, ergötzend. Gegen Norden die mit schattenreichem Gehölz bewachsenen Inseln der sich muthwillig in zehn Armen vorbey schlängelnden Donau; gegen Abend der schöne Anblick des mit seinen Gebäuden gekrönten Kahlenberges, von dem sich eine Kette mittelmäßiger, mit schmuckem Grün bekleideter Hügel gegen Süden hinzieht; gegen Osten eine fruchtreiche, weit ausgespannte Fläche nach dem gesegneten Ungarn; gegen Süden ein durch abwechselnde Scenen von Hügeln, Vertiefungen, Landhäusern und Fluren begränzter Horizont.

Will man diese lachende Landschaft mit Einem Blicke überschauen, so steige man auf den Stephansthurm, er-

klettere den Kahlenberg, lagere sich in das Landhaus des Grafen Cobenzl, oder des Fürsten Galizin. Auch auf dem Altan des Fürst Kaunitzischen Gartengebäudes zu Maria-Hülf, und aus den obern Zimmern des Belvedere überschaut man größten Theils das reitzvolle Gelände der Hauptstadt.

Es ist noch nicht sehr lange, daß die Mode den Plan von Wien, und die Gegend umher, auf die Fächer der Schönen mahlte. Es schmerzt mich, daß der Geschmack für diese Fächer gefallen ist. Er gab die beste Gelegenheit, wenn man im Pirutsch nach Laxenburg, Nußdorf, Dornbach trottirte, seiner Schönen den ersten Zug von Geographie beyzubringen, und sie einiger Maßen ihr Vaterland kennen zu lernen. Gewiß, ein solcher Fächer ist unendlich artiger, als jener mit dem päbstlichen Einzug, mit der Marokanischen Audienz, oder der jetzige läppische Zauberfächer *).

II.

Uebersicht.

Man hat das an der Spitze seines hellfarbigen Sees gelegene Genf mit einem Medaillon an einem meergrünen Bande verglichen. Lebten wir noch in der Zeit der Parabeln, so möchte ich Wien mit der Fassung eines glänzenden Ringes vergleichen. In der Mitte ein großer Brillant; rings um denselben ein Kreis von Smaragd; und endlich der äußere Rand eine Reihe von vielfarbigen Steinen.

Die Stadt liegt mit ihren schönen regelmäßigen Fortificationen im Mittelpunct ihrer Vorstädte; und der

---

*) A la Sorciere.

Mittelpunct der Stadt selbst scheint mir genau die Peterskirche zu seyn. Ihre Gestalt ist beynahe ein Oval; und ihr Flächeninhalt mag, von den Bastionen an, 412500 Quadrat-Klafter betragen.

Die so genannte Esplanade, oder der freye Raum zwischen der Stadt und den Vorstädten, hat die Breite von zwey hundert Klaftern. Er ist seit 1781 mit vielen Alleen von wilden Kastanienbäumen besetzt. Die Hauptallee läuft im Zirkel beynahe um die ganze Stadt, vom Mauththor bis an das Neuethor.

In einigen Jahren, wenn sich diese Sprößlinge bis zu ihrem völligen Wachsthum ausgebreitet haben, muß die Esplanade der reitzendste Spaziergang von ganz Wien werden; besonders außer dem Burgthor, wo die Allee vom Mittelpunct des Thores neunfach gegen alle Weltseiten ausläuft. Schon stehen diese Bäume im schönsten Gedeihen, von der fleißigen Hand der büßenden Züchtlinge begossen.

Noch erquickender würde der Spazierplan seyn, wenn man die Basteyen mit Bäumen bepflanzen könnte. Da sie aber größten Theils den in der letzten Belagerung gemachten Schutt zur Grundlage haben, und häufig mit Kasematten unterlegt sind, so ist es nicht möglich, die dahin gesetzten Bäume vor der Verwelkung zu schützen.

Wenn man endlich die ungeheure Ausdehnung der zwanzig Vorstädte betrachtet, so staunt man über die unabsehbare Masse von Gebäuden, die erst eigentlich seit einem Jahrhundert ihr Daseyn haben; denn man weiß, daß im Jahr 1683 die Vorstädte Wiens beym Anzug des Türkenheeres von dem Kommandanten Stahremberg in Brand gesteckt wurden, und daß die Barbaren vollends

verwüsteten, was die Flamme noch einiger Maßen verschont hatte.

Die gesündesten Vorstädte sind Maria-Hülf und die Landstraße. Sie liegen etwas erhoben, genießen reine Luft, und schöne Prospecte über die benachbarten tiefer liegenden Gründe. Die minder gesunden mögen die Vorstadt der Weißgerber und die Rossau seyn.

Was an den Vorstädten ärgerlich ist, das sind die abgeschmackten und trivialen Nahmen, die einige derselben führen; zum Beyspiel St. Ulrich, Margarethen, Laimgrube, Hundsthurn rc. Da lobe ich mir die Leopoldstadt, Josephstadt, das Lichtenthal, das Neustift rc. Dieß sind doch noch Nahmen, die sich ohne Lächerlichkeit aussprechen lassen. Man sollte in der That zu unsern Zeiten bey Benennung ganzer Vorstädte, öffentlicher Plätze, Gässen, Brücken, auf schöne, wohlklingende, geisterhebende oder historisch wichtige Nahmen ernsten Bedacht nehmen; denn es ist gewiß, daß sie Einfluß auf den Geist ihrer Bewohner haben. Ich halte es in diesem Punct einiger Maßen mit dem alten Shandy *), der bekanntlich den Nahmen seines Kindes für keine gleichgiltige Sache ansah, und glaube nicht, daß in Mäzleinstorf oder Hungelbrunn je ein großer Mann entstehen werde. Wie erinnerungsreich müßte im Gegentheil auch für die späteste Nachwelt eine Kaunitzstadt, ein Lascyplatz, eine Loudonsstrasse seyn! die Söhne des zwanzigsten Jahrhunderts würden sich bey diesen Nahmen noch täglich der großen Männer erinnern, die Oesterreich durch ihre Arbeiten im Kabinet, und im Felde, auf die ausgezeichnete Stufe seines gegenwärtigen Glanzes hoben.

---

*) Leben und Meynungen des Tristram Shandy.

III.

Clima.

Das Clima von Wien ist höchst unbeständig. Der Ort ist den Nord- und Ostwinden ausgesetzt; die Luft ist sehr scharf, und mehr trocken als feucht. Wenn es die ganze Nacht durch geregnet hat, so steigen doch gegen Mittag die Staubwolken schon wieder empor.

Dieser unaufhörliche Staubregen ist in der warmen Jahrszeit eine der großen Plagen von Wien. Es ist feiner ausgetrockneter Kalk- und Kiesstaub, der die Augen angreift, und alle Arten von Lungenkrankheiten in Menge verursacht. Bediente, Läufer, Friseurs, Kutscher, Soldaten, ꝛc. die sich viel auf den Gassen herum treiben müssen, sterben häufig an Lungenentzündungen, Lungensucht, Abzehrung, Brustkatharrhen ꝛc.

Ein Fremder, der diesen Staub nicht mit eigenen Augen gesehen hat, kann sich schwerlich einen Begriff davon machen. Die Menge der Wagenräder und Pferdefüße jagt in allen Gässen und zu allen Stunden schon eine Menge davon in die Höhe; erhebt sich der Wind ein bißchen mehr als gewöhnlich, so sind Stadt und Vorstädte, und besonders die Esplanade davon überschwemmt. Geht man an einem Sonntage nach einem schönen warmen Tag um 8 Uhr Abends aus dem Hause, so wandelt man wie im Nebel: man sieht die Laternen durch den Staub nur dunkel flimmern; und tritt man vor das Thor, so schwebt eine düstere Staubwolke unbeweglich über der ganzen Esplanade. In wenigen Minuten hat man Schuhe, Kleider, und Hut mit Staub überzogen. Sechzehn Tausend Wagenräder mit den dazu gehörigen Pferden, und ein

Heer von mehr als 200000 Fußgängern, haben ganz Wien in Nebel gehüllt. Am ärgsten ist es, wenn sich nach einigen warmen Tagen mit einmahl ein heftiger Sturm erhebt. In zwey Minuten ist alles in ägyptisches, handgreifliches Dunkel vergraben: ihr seht auf dem besten Standpunct weder Stadt noch Vorstädte mehr; der Staub dringt euch durch Mund, Nase und Ohren ins Gehirn; eure Augen thränen; und ihr habt nichts als eine Staubsäule von 2000 Klafter im Durchschnitt vor euch.

Zwischen der Stadt und den Vorstädten weht gewöhnlich ein gelindes Lüftchen, welches zur Reinigung des städtischen Dunstkreises sehr gute Wirkung thut. Nicht selten wird aber auch dieses Lüftchen zu einem Sturmwind, welcher den Fußgängern den Athem benimmt, und hochhängende Kutschen umstürzt.

Das Wasser, welches man in Wien trinkt, ist nicht das beste; es purgirt, und jeder Fremder hat nach den ersten Wochen seines Aufenthalts gewöhnlich einen Monat lang Diarrheen. In Maria-Hülf, und auf dem darneben liegenden Windmühlen-Grund muß man, der Entfernung wegen, in einigen Gässen das Wasser bezahlen.

Wie in Paris die Ausdünstung der Stadt fühlbar ist, so auch hier. Im Winter steht der Thermometer in der Stadt stäts um 1 1/2 bis 2 Grade höher als in den Vorstädten und außer der Linie.

Der Thermometerstand ist im hohen Sommer gewöhnlich 25–26 Grade ober, und in den kältern Wintertagen 10–12 Grade unter dem Eispunct.

IV.

Physiognomie der Stadt.

Die Statur der Stadt, sammt ihren Vorstädten, ist

so ziemlich nach der Runde angelegt. Der Umfang des Ganzen mag gegen vier deutsche Meilen betragen. Die größte Länge von der Spitze der St. Marxer-Linie, bis an die Spitze der Nußdorfer-Linie, mißt 3200 Klafter; und der Durchschnitt der Breite, vom Ende der Jägerzeil bis an die Zugbrücke der Linie vor Maria-Hülf, enthält 2400 Klafter.

Folglich beträgt der Flächeninhalt des ganzen inner den Linien gelegenen Erdkreises ungefähr 7680000 Quadrat-Klafter. Dieser Raum wird durch mehr als dritthalb tausend Straßenlaternen erleuchtet *).

Die Rahme, welche das ganze umschlingt, ist die zu Anfang dieses Jahrhunderts gegen die Korruzen angelegte Linie, welche einen gefütterten Graben und Erdwall hat. Heut zu Tage trozt sie bloß den Schleichhändlern.

Da der Kaiser die Alleen auf der Esplanade anlegen ließ, so ist wenigstens während seiner Regierung, und vermuthlich niemahl mehr, die Absicht, durch Schleifung der Basteyen die Stadt mit den Vorstädten zu verbinden. Wozu sollte auch das? Gesundheit und Oeconomie der Stadt müßten dadurch einen erschütternden Stoß bekommen, wovon die Undulazionen gegen die erste niemahl, und gegen die zweyte erst nach einem Jahrhundert aufhören würden. Auch ist es auf alle Fälle nicht zu verachten, das Depositorium des ganzen National-Schatzes, der National-Urkunden ꝛc. in einem Zustande zu haben, der irgend einem plötzlichen, muthwilligen Anfall von

---

*) Die eigentliche Stadt das ganze Jahr ohne Ausnahme, die Esplanade und Vorstädte, wenn es nicht Vollmond ist.

innen und außen wenigstens auf einige Zeit trotzen kann. Wer weiß, ob nicht der zweymahlige Besuch Berlins im siebenjährigen Kriege zur Stütze der wienerischen Fortification geworden ist.

Und endlich ist es ein viel mehr anziehender Gesichtspunct, von der Burgbastey oder Bieberbastey über die grüne Fläche hin, die im Zirkel herum liegenden Vorstädte, und das Gewühl an der Donau zu beschauen.

London hat der Sage nach 120000 Häuser, Paris 50000, Amsterdam 26000, Berlin 10000; Wien etwas über sechsthalbtausend. Dafür zählt man in London auf ein Haus 9 Personen, in Paris 20, in Amsterdam 8, in Berlin 15, und in Wien 47–52. Indessen ist die Häuserzahl in den Vorstädten Wiens noch nicht fest gesetzt. Wenn man in den Gegenden auf dem obern Neustift, an der Wien, in der Währingergasse, an der Favoriten-Linie einen Sommer über nicht gewesen ist, so findet man bey einem Herbstspaziergang, auf diesen Gründen nicht selten ganz neue Straßen von Häusern, die seitdem aus dem Nichts entstanden sind.

Was die Stadt selbst betrifft: die hat schon seit lange ihr volles Maß und unüberschreitbares Ziel. Jedes Erdfleckchen ist da mit einer Steinmasse überthürmt; und „weil dem ungeachtet die Stadt für alle diejenigen, welche darin wohnen wollten, immer noch zu klein war: so wußten die Architecten diesem Mißgeschick nicht anders abzuhelfen, als dadurch, daß sie auf die Dächer der ersten Stadt noch eine zweyte setzten; und so wurden denn die Häuser fünf und sechs Stockwerke hoch," (wie Lady Wortley Montague sehr naif und wahr sagt *).

*) „As the town is too little for the number of the

Die Nahmen der Gässen und Plätze, waren in den Vorstädten schon lange allenthalben angeschrieben. In den ersten Wochen des Jahrs 1784 geschah dieses zur Bequemlichkeit der Inländer, und vorzüglich der Fremden, auch in der Stadt.

Wien ist zwar nicht sehr hervorstechend schön, aber doch ungleich schöner, als man sich's im Auslande vorzustellen pflegt; weil einige Geographen, die niemahl hier gewesen sind, den Ort als eng, finster, und ältlich-plump beschrieben haben. Es gibt zwar in der That Häuser, wo man zu ebener Erde das ganze Jahr Licht brennt, und selbst eine Treppe hoch im Winter beym Licht zu Mittag speist; aber diese liegen in engen Gäßchen, wodurch kein Wagen fahren kann.

Indessen ist Wien höchst solide gebaut: es könnte mit ungleich wenigerm Schaden, als jede moderne glänzende Stadt, das derbste Bombardement aushalten. Die Keller haben in manchen Häusern eben so viele Stockwerke unter die Erde, als das Haus ober der Erdfläche hat.

Das Bewußtseyn dieser herrlich festen Bauart macht, daß man hier die Brandcassen leicht entbehren kann. Das Vertrauen auf die Solidität ihrer Häuser, und die guten Feueranstalten geht bey den Wienern auch sehr weit. Bey einem entstandenen Feuer kömmt nicht einmahl eine ganze Gasse, worin es brennt, in Bewegung: die Leute in den nächsten Häusern neben dem brennenden

---

people that desire to live in it, the builders seem to have projected to repair that misfortune, by clapping one town on the top of another, most of the houses being of five, and some of them of six stories." Lett VII.

bleiben ziemlich ruhig; und in den entfernten Gässen hört man die Feuertrommel vollends gleichgültig an. Indessen rechtfertiget der Erfolg dieses Benehmen: man hat seit Mannsgedenken kein Beyspiel, daß in der Stadt selbst nur ein einziges Stockwerk vom Feuer wäre verwüstet worden.

Das Hauptgebäude der Stadt, die kaiserliche Burg, ist, wie man weiß, von außen unansehnlich, aber von innen immer eines grossen Monarchen würdig. Die Witzeley eines hiesigen Broschüristen; „daß die Pferde des Kaisers besser eingewohnt seyen, als Er selbst,“ ist im Betracht des Gebäudes buchstäblich wahr.

Unter die Prachtgebäude vom ersten Rang zähle ich: die Reichskanzelley; die kaiserliche Bibliothek; das Belvedere; das Gebäude der obersten Justizstelle (wo ehedem Prinz Eugen wohnte); den Schwarzenbergischen Garten am Rennwege; das Gebäude der neuen Josephinisch-chirurgischen Akademie in der Währingergasse; die Böhmisch-österreichische Kanzelley; das Rathhaus; die Hungarische Kanzelley; den Lobkowizischen Pallast; die kaiserlichen Ställe; die Carlskirche; den Lichtensteini- Pallast in der Stadt, und jenen in der Rossau.

Unter die Gebäude vom zweyten Rang gehören: die Universität; die Kriegskanzelley; die Staatskanzelley; die Ungarische Nobelgarde-Wohnung; das ehemahlige Theresianum; das Invalidengebäude; die Eßterhazischen, Kaunizischen, Dietrichsteinischen, Auersbergischen, Stahrembergischen, Bathyanischen, Kinskyschen, Harrachschen, Schönbornschen, Kevenhüllerschen, Trautmannsdorfischen, Palfyschen, Paarischen, und noch viele andere Palläste ansehnlicher und reicher, schon seit Jahrhunderten hier ansässiger Familien, ungefähr wohl hundert an der Zahl; die zwar von außen nicht immer ganz außerordentlich

prachtvoll sind, aber an innerer Einrichtung alles Mögliche in sich fassen, was immer unser hoch verfeinertes Jahrhundert an Pracht, Bequemlichkeit, Weichlichkeit, Sinnlichkeit und Niedlichkeit Auszeichnendes ersonnen hat.

Die meisten schönen Häuser stehen in einer nicht sehr besuchten Gegend der Stadt beysammen; in der Herrengasse, der hintern und vordern Schenkenstraße, Wallnerstraße, Tainfaltstraße, kurz, in dem Districte zwischen der Burg und dem Schottenthore. Es ist Schade, daß die dortigen Palläste nicht die Fronte in einer Zentralstraße der Stadt machen.

Der Ueberschlag zu dem Bau des neuen gräflich Friesischen, nun vollendeten Hauses auf dem Josephsplatz, war 400000 Gulden. Der Hoftischler lieferte für 60000 Gulden von seiner Arbeit hinein; und die Spiegelfabrike zog für die dazu verfertigten Wandspiegel 15000 Gulden.

Das Trattnerische Haus auf dem Graben ist seiner Population von ungefähr 600 Menschen, seines jährlichen Ertrågnisses von 32000 Gulden, und seines Besitzers wegen merkwürdig, der vor dreyßig Jahren als ein unbedeutender Buchdrucker aus Ungarn nach Wien kam, und nun ungefähr 300000 Gulden jährlich im Umlauf setzt.

Unter die noch übrigen wichtigern Gebäude Wiens gehören:

Die sechs großen Kasernen für Infanterie, Cavallerie und Artillerie.

Das ungeheure große Hauptspital in der Alstergasse, welches allein einer kleinen Landstadt gleichet, und eine Population von drey tausend Kranken, Doctorn, Chi-

rurgen, Wärtern, Köchen Hebammen, Gebährenden, Findlingen und Verrückten hat.

V.
Die Vorstädte.

Zwischen den Bewohnern der Stadt und jenen der Vorstädte, herrscht eine sehr lebhafte Rivalität. Der Kleidermacher aus der Stadt, sieht den Schneider aus der Vorstadt über die Schulter an; der städtische Schuhmacher thut sich was darauf zu gut, daß er zwey Vorstädter in Protection nehmen kann, denen er die Stiefel und Pantoffel zuwirft, die er nicht selbst repariren mag, sondern unter seinem Nahmen von den Kollegen außer dem Thor besohlen läßt. Diese Praxis, daß die ansehnlichern Meister der Stadt ihre überflüssige Arbeit ihren Handwerksgenossen in den Vorstädten übertragen, ist sehr gewöhnlich.

Der neu angesessene Bürger schlägt seine Werkstätte erst in der Vorstadt auf, und hat keinen höhern Wunsch, als nach einigen Jahren unter den Meistern in der Stadt zu figuriren. Der Handwerksbursche sucht seine erste Condition in der Vorstadt, und glaubt kein geringes Avancement gemacht zu haben, wenn er nach drey Viertel Jahren in einer Stadtbude zu stehen kömmt, wohin ihn seine Kameraden mit heimlichen Neid ziehen sehen.

Indessen ist diese Ambition nicht ganz ohne Grund. Alles was mächtig, groß, edel und wohlhabend ist, hat sich in die Stadt zusammen gedrängt: die Vorstädte sind gewisser Maßen nur die Domestiken ihrer im Mittelpunct thronenden Frau. Es wohnen wenig Menschen in denselben, die nicht wenigstens des Tags ein Mahl in die Stadt gehen müssen; sey es nun, Protection zu suchen, ihre

Geschäfte abzuthun, Stoff für ihre Arbeiten zu hohlen, die Producte ihres Fleißes abzusetzen, Geld aufzutreiben, ihre Dienste anzubiethen, Visiten zu machen, Reverenzen anzubringen, die Spectackel zu besuchen, ihre Freunde zu sprechen, die große und schöne Welt zu sehen, oder die ausgesuchtern Vergnügungeu zu genießen.

Es ist in den Vorstädten um ein Merkliches wohlfeiler zu leben, als in der Stadt. Eine Wohnung, die euch in der Stadt zwey hundert Gulden kostet, die habt ihr in der Vorstadt für hundert zwanzig Gulden; der Gastwirth, der Friseur und der Schuhmacher läßt ein Viertheil von dem rabattiren, was ihr an eben diese Leute in der Stadt bezahlen müßt; und wenn der Holzhändler in der Stadt nur vier Splitter Holz für einen Kreuzer verkauft, so gibt euch der Vorstädter sechs Splitter.

Aus diesem Grunde schlagen angehende Künstler, Pensionisten, niedrige Kanzleybeamte, verheirathete Hausoffiziere, Hausbedlente &c. ihre Wohnung in den Vorstädten auf: wo sich auch die ganze Masse des geringen Volks und der dürftigsten Pöbels-Classe hinzieht, weil der Preis aller Lebensbedürfnisse niedriger angeschlagen ist.

Aber wehe euch, wenn ihr in der Vorstadt wohnt, und doch in der Nothwendigkeit stehet, alle Tage die Stadt zu besuchen: entweder verzehren die Staubwolken eure Lungen, oder die Fiacker eure Einkünfte.

Die schönsten Vorstädte sind die Leopoldstadt, Maria-Hülf, die Landstraße, die Wieden. Indessen ist keine gepflastert, und die Bauart erhebt sich gewöhnlich nicht über drey Stockwerke.

VI.

Vorschläge.

Ich stelle mir vor, in Wien wäre eine Stadtverschönerungs-Commission, und jedermann hätte die Freyheit, vor die Commissärs zu treten, und ihnen Vorschläge zu thun.

Ich träte dann auch hin, und sagte ihnen Folgendes:

Wollt ihr dem Publicum ein recht ausgesucht niedliches Plätzchen zum Geschenk machen: so bepflanzt den Josephsplatz mit einer vierfachen Linden-Allee, und setzt in die Mitte ein großes Zelt von einem Baumzirkel umschattet. Hier ist die einzige Stelle, wo sich in der Stadt Bäume anbringen lassen. Sie benehmen niemanden das Licht, und hindern die Passage nicht, weil sie ohnehin nicht zu stark ist, und man neben dem Friesischen Haus für zwey Wägen bequem Raum lassen kann. Es müßte mich alles trügen, wenn nach einer solchen Anstalt der Zusammenfluß des ausgesuchtesten Publicums an schönen Sommerabenden den Platz nicht zum wahren Elysium machte. *)

Reißt die abgeschmackten Buden vor der Stephanskirche nieder: so werdet ihr einen schönen Platz mehr in der Stadt haben, und manchen von der Angst, gerädert zu werden, befreyen **).

---

*) Dieser Platz hat eine noch schönere Bestimmung erhalten: er wird mit der kollossalen Statue Joseph II. zu Pferde verziert, zu welcher die Fundamente bereits gelegt sind.

**) Dieser Vorschlag ist im Jahre 1792 zur Wirklichkeit gekommen.

Ihr habt die Begräbnisse aus der Stadt verbannt: alle Welt segnet euch dafür. Aber habt Mitleid mit unsern Augen und Nasen; verjagt die ekelhaften, die Abscheu erregenden Fleischbänke vom Lichtensteg, aus der Kärtnerstraße ꝛc. Ihr seht, wie sich alle Leute beym Vorübergehen die Nase verstopfen, wie sie unwillig das Gesicht abwenden. Noch ein Mahl! erbarmt euch eurer Mitbürger, und verweist diese Aesermagazine in unbesuchte Winkel der Stadt.

Reißt das Haus Nro. 583. am obern Ende des Grabens weg. Es wird sonst noch manchem Infanteristen Arme und Beine kosten.

Erweitert die Passage vom Hof auf die Freyung, vom Hohen-Markt auf den Lichtensteg, vom Stock-im-Eisen auf den Graben, vom Haarmarkt zu dem Rothen-Thurm.

VII.

Plan von Wien.

Sollten Sie den philosophischen Plan von Wien verlangen, so würde ich ihnen ungefähr folgenden Umriß davon entwerfen.

Eine ungeheure Stadt . . . . Eine Population von wenigstens 270000 Menschen . . . . Ein Zusammenfluß von allen europäischen Nationen . . . . Ein unaufhörliches Gewühl von Menschen, Pferden und Wägen . . . Ein zahlreicher, begüterter, glänzender Adel . . . Eine sehr wohlhabende Bürgerschaft.

Ein Geldumlauf vom achtzehn Millionen jährlich.

Der Sitz des ersten Monarchen Europens, der durch seine Thätigkeit sich des Thrones würdig zeigt, den er an der Spitze der deutschen Nation besitzt . . . Der

Mittelpunct der österreichischen Staaten, eines Reichs, das in die Reihe der ersten und mächtigsten des Erdbodens gehört.

In der That, Wien hat große Vorzüge. Es kann sich in jedem Betracht mit den ersten Städten von Europa messen, wenn schon seine Volksmenge der von London und Paris noch nicht gleich kömmt. Ich glaube daß selbst die nicht sogar unendlich überhäufte Bevölkerung eine von ihren Annehmlichkeiten ausmache.

Es gibt keine Menschenclasse, die sich zu Wien nicht wie ganz eigenthümlich in ihrem Zirkel finden kann.

Ist euer Mann ein Politiker? – Die hiesigen Minister; die auswärtigen Gesandten aller Mächte, welche gewöhnlich ihre ersten Köpfe an diesen Hof schicken, sind der Inbegriff aller möglichen politischen Anlagen, Aussichten und Speculationen. Man weiß auch, daß der Reichshofrath eine immerwährende Ministerschule für die deutschen Staaten ist.

Ist er Soldat? – Hier schwebt er ganz in seinem Elemente. Die österreichischen Heere, die jetzt von ganz Europa respectirt werden, bekommen von hier aus ihre Richtung und Stärke. Alles was über Krieg, Oekonomie, Taktik, und Manipulation, Vortrefliches entsteht, wird hier zur Existenz gebracht. Die großen österreichischen Generale sind bekannt. D[e]r Kaiser macht in keinem andern Aufzuge Staat, als in der Feldma[r]schalls-Uniform.

Ist er aus dem Reiche der Musen? – So wohl die gründlichern als die schönen Wissenschaften freuen sich der Pflege, die sie hier genießen. Geschichte, Philologie, Heilkunde, Botanik, Mineralogie, Chemie, Physik, Wundarzneykunst, Diplomatik, Staatsöconomie, 2c. 2c.

haben ihre Meister. Wer müßte der seyn, der sich im Kreise eines Sperges, Schmidt, Stoll, Jacquin, Born, Martini, Ingenhouß, Störk, Kranz, Hunczowsky, Gruber, Sonnenfels, etc. etc. über Mangel an gelehrter Gesellschaft beklagen könnte! ...

Auch die sanftern Töne der Musen hallen vom einem Chor würdiger Priester angestimmt: Gebler, Denis, Alxinger, Haschka, Blumauer, Ratschky, Mastalier etc haben Meisterstücke der Dichtkunst geliefert, die mit den beßten Arbeiten der Deutschen in diesem Fache wetteifern.

Huldigt er der Kunst? — Die unter Kaunitz's Schutz entstandene Academie der bildenden Künste; die Gemälde-Gallerien und Kupfersammlungen der Kaunitz, Lichtenstein, Hagen, Paar, Birkenstock; die Kunstcabinete; die Schmuzer, Füger, Brand, Zauner, Hickel, Hagenauer, Mannsfeld, Rosa etc. sind im Stande, seine ganze Wißbegierde zu erschöpfen.

Hat er kaufmännische Speculationen? — Die Häfen von Triest und Ostende; die Handlungsverträge mit Rußland und der Pforte, der schnell zunehmende Seide- und Tabaksbau in Ungarn und der Lombardie; die Erleichterung des inländischen Provinzial-Verkehrs; das Verboth der auswärtigen Waaren und Fabrikate, etc etc. Alles dieß gibt ihm Stoffes genug, seine Einsichten in diesem Fache zu benützen und zu bereichern.

Sucht er eine Stelle bey Hofe, ein Amt aus der Hand des Landesherrn? — Hier ist die Urquelle der Ehrenstellen und Bedienungen. Im äußersten Winkel Siebenbürgens und der Bukowina, so wie in Brabant und in der Lombardie, wird weder Präsident noch Thürhüther ernannt, der hier nicht Gnade gefunden hat.

Will er unabhängig leben? – Die große Stadt ist die wahre Heimath des Philosophen. Niemand zählt ihm hier seine Einkünfte und seine Schüsseln; er kann zwanzig Jahre in einem Hause wohnen; und niemand ober, unter, und neben ihm späht ihn nach Kleinstädter Art aus, bekümmert sich um seinen Stand und seine Beschäftigungen. Er schwebt im allgemeinen Gedränge verloren, und kann sich seine Gesellschaft nach Gefallen wählen.

Ist er reich? – Für einige Stückchen Gold steht ihm alles bereit, was seinen Sinnen, seiner Bequemlichkeit, und seinen Launen schmeicheln kann. Die Chocolate, welche in Mayland gemacht; der Fasan, welcher in Böhmen erzogen; die Auster, welche in Istrien gefischt; der Wein, welcher in Tokay gekeltert worden, warten auf seinen Wink. Das Pferd, welches an der Themse oder in Andalusien gefallen ist; der Zobel, welcher in Siberien gejagt ward; und der Stoff, welchen Lyon gewebt hat, sind alle Augenblicke vorhanden, um ihm sein Leben bequem zu machen. Italiens Kunstwerke und Töne, Frankreichs Moden, und Deutschlands Bücher, erscheinen auf den Befehl seiner Börse, wie auf den Schlag eines Zaubermeisters.

Ist er unvermögend? – Er verbirgt dieses Ungemach nirgends so leicht wie hier. Ein Kämmerchen der Vorstadt beherbergt ihn für zwölf Gulden des Jahrs; ein Garkoch gibt ihm für zwey Groschen eine Mittagstafel; und der Trödler kleidet ihn für eine Kleinigkeit. Indessen besucht er, in seinen Ueberrock gehüllt, die prächtigsten Palläste, die niedlichsten Gärten, und spaziert an der Seite von Generalen, Ministern, und Fürstinnen, nach deren Anblick der wohlhabendste Provinzialstädter vergebens lechzet.

Dieses anziehende Bild hat aber auch seine Schattenseite. Ausschweifungen, Ränke, Betrügereyen, Heucheley und Verdorbenheit, gehen dicht an der Seite der Weisheit, der Großmuth, der Bonhomie.

Was immer die Menschen auf einer Strecke von 11000 Quadratmeilen gutes und böses, edles und schändliches thun können, das findet Ihr quintessenzirt in der Hauptstadt beysammen.

VIII.

Apologie der großen Städte.

Man behauptet, London und Paris seyen nach der Proportion ihres Staatskörpers monströse Köpfe.

Von London läßt sich dieses nicht wohl läugnen. 900000 Menschen, wie man sagt, auf einem Fleck beysammen *), in einem Reiche, daß nicht mehr als 7000000 Seelen hat, ist ein offenbares Uebermaß, das einen rachitischen Kopf bildet, der den übrigen Gliedern das Mark und den Lebenssaft entzieht.

Die 700000 Pariser stehen mit den 25000000 Franzosen schon ehe im Ebenmaß. Vielleicht sind ihrer noch um 200000 zu viel; aber eine halbe Million möchte so ungefähr das rechte Verhältniß seyn.

Auf eben diese Menschenzahl möchte ich die Volksmenge von Wien gebracht sehen; hoffe auch, daß sie bis zu derselben hinan steigen wird, da die Bevölkerung der österreichischen Staaten bereits über 22000000 Menschen beträgt, und bey dem fortdauernden Friedenssystem bald noch um ein Beträchtliches anwachsen muß.

*) Ich meines Theils glaube aus guten Gründen, daß diese gewöhnliche Angabe von London wenigstens um 200000 Menschen übertrieben sey.

Was man auch immer gegen die großen, volk- und geldreichen Städte sagen mag, ich finde sie gut, nützlich, sogar nöthig. Der strenge Sittenrichter, der friedliche Menschenbelehrer, der ordentliche Hausvater, haben allerdings manches Argument dagegen auf der Schildwache. Man wirft ihnen tiefes Sittenverderbniß, empörenden Luxus, Schwelgerey, Verschwendung, Troz und Härte von Seiten der Großen und Reichen, Unterdrückung des Armen und Schwachen, Spott über Religion und Tugend, und einziges Jagen und Streben nach Sinnlichkeit und Wollust, als unzertrennliche Bestandtheile vor.

Allein, sobald man nicht mehr Belieben trägt, nach dem seelenerhebenden Rath des Phantasten Rousseau, mit dem übrigen lieben Vieh, auf allen Vieren die Wälder durchzukriechen, und sich in einem hohlen Baum mit Pfützenwasser und Eicheln zu mästen; sobald man gesteht, daß Gesetze und Handlung, daß Künste und Wissenschaften, daß Cultur und Nachdenken, daß Gesellschaft und Verfeinerung, die wahren und einzigen Wurzeln der menschlichen Glückseligkeit seyen: so verehre man die großen Städte. Diese allein sind es, welche unsere Kräfte entwickeln; welche uns belehren, daß wir eine Seele haben; welche uns Gelegenheit und Macht schaffen, von unserm Cabinet aus Tausende zu unterrichten, und Millionen Gutes zu thun.

Nur in Theben, Babylon, Tyrus, meiselte man Obelisken, berechnete man Sonnenjahre, umschiffte man Welttheile. Seitdem Athen und Corinth Dörfer sind, zirkelt kein Euklid, philosophirt kein Sokrates, singt kein Homer weiter in Griechenland. Horaz, Tacitus und Lukrez blühten nicht, da man noch mit einem Stock über Roms Mauern springen konnte; sondern da die

Stadt sechs Meilen im Umkreise, und eine Million Menschen hatte. Tatarn und Sibirier werden keine Cultur erhalten, so lange sie keine Städte und zwar große Städte bekommen.

Sollten Paris und London je zu kleinen Landstädtchen herab sinken; so werden sie weder eine Encyklopädie, noch eine allgemeine Weltgeschichte mehr liefern.

Unsere deutschen Reichsstädte machen erst seit der Zeit eine so lächerliche Figur, da sie so sehr von ihrem vormahligen Reichthum, von ihrer Bevölkerung, und ihrer Größe verloren haben.

Es leben die großen Städte! Sie machen aus Barbaren Menschen; und diese Wohlthat wiegt alle Winselehen der kleinstädtischen Grämlinge auf.

Worin besteht denn auch der Gräuel der Verwüstung, welcher in den Großstädten getrieben wird? Darin, daß man der Liebe etwas freyer pflegt; daß man sich Equipagen und Bediente anschaft; auf gute Tafel und Spektakel hält; und nicht bloß lebt um zu arbeiten, sondern auch um zu genießen.

Dieß sind die Hauptsünden der großen Städte.

Glaubt also nicht weiter den Klagen und Verläumdungen einiger milzsüchtiger Schriftsteller. Sie wissen, daß das Publicum gerne Satyren liest, und darum übertreiben sie die Sache so ungeheuerlich. Es sind Gullivers auf Brobdingrag, die alles mit Mikroskopen-Augen sehen; in geheim aber würden sie verzweifeln, wenn alles so recht alltäglich im einförmigen Gleise ging, weil in diesem Falle ihre Beschreibungen zu nichts weiter als zum Einschläfern taugten.

IX.

Der Kaiser.

Wer, von den Hofchroniken der ehemahligen österreichischen Beherrscher getäuscht, den Kaiser Joseph unsichtbar in seine Burg vergraben wähnte, der würde sich gröblich irren.

Es ist keiner unter den lebenden Souverains, der seine eigenen Länder, und überdieß auch so viele andere Staaten, so unermüdet durchgangen hätte. Von den Pyrenäen bis an die Krim, von Neapel bis Petersburg, hat der Kaiser unsern Welttheil in die Kreuz und Quere, und mehr als Ein Mahl durchreist, hat alles Merkwürdige dieser großen Strecke, mit den durchdringenden Kenner-Augen beobachtet, und die innere Einrichtung jener Reiche gleichsam studiert.

Daher seine bräunliche Gesichtsfarbe; daher sein etwas geschwächter übrigens gut gebauter Körper, dem unter allen Bekleidungen die grüne Uniform am besten läßt.

Uebrigens ist der Monarch in der politischen Welt ungefähr das, was der Regenbogen in der physischen ist. Jedermann sieht den nähmlichen, und doch jeder einen andern in ihm.

Der eine sieht ihn als Soldaten; der andere als Gesetzgeber; ein dritter als einen guten Oekonom; ein vierter als einen gar zu strengen Haushälter; dieser als den aufgeklärten Kirchenreformator; jener als den Verminderer der allgemeinen Andacht und der kirchlichen Rechte; ein anderer als einen wohlwollenden Landesvater; und wieder ein anderer als einen zu eifrigen Staatsverbesserer.

Der Civilbeamte, der Offizier, der orthodoxe Geistliche, der Febronianer, der Edelmann, der Gelehrte, der Künstler, der Bürger, der Bauer: jeder beurtheilt ihn nach seinen Begriffen, und nach dem augenblicklichen Vortheil oder Nachtheil, die er aus dessen Anstalten zu haben glaubt.

Der Philosoph beobachtet ihn mit kaltem Blut, sammelt stillschweigend Thaten und Urtheile, und legt sie ins Archiv der Menschheit nieder, um dereinst der Nachwelt das getreue Bild dieses in der That merkwürdigen Fürsten aufstellen zu können.

X.

Fürst Kaunitz.

Außer Theresia und Joseph, hat seit dreyßig Jahren die allgemeine Theilnehmung des österreichischen Publicums niemand so sehr beschäftiget, wie der Staatsminister, Fürst Kaunitz.

Ich irre mich, wenn ich sage, bloß des österreichischen Publicums. Auch der größte Theil des übrigen erleuchteten Europa ist es, der dem Minister seine Achtung und Liebe geschenkt hat; und dieß aus innerster Ueberzeugung. In der That ist Kaunitz einzig in seiner Art: eine solche Geradheit, so viel Uneigennützigkeit, jene edle und große Art, die aus allen seinen Handlungen hervor strahlt, hat man noch bey wenigen Ministern gefunden.

Ich wiederhohle bloß die Stimme des Publicum, indem ich diesen Umriß zu Kaunitz's Bild auflege; und ich möchte den sehen, der mich über diese Stelle einer Schmeichelsucht bezüchtigen könnte.

Kauniz ist edel gebaut; er muß in seiner Jugend ein außerordentlich schöner Mann gewesen seyn.

Bey Theresien war er der Omnis homo: und bey Joseph ist er der Nestor.

Was seine Einsichten betrift: da ist sein Verdienst längst unwidersprechlich entschieden. Das ununterbrochene Vertrauen dieser beyden Souvraine spricht für seine Vorzüge.

Ich beneide denjenigen, welchem einst das Los wird, Kaunizes Biograph zu seyn. Es stärkt Geist und Herz, und macht einen stolz auf seine Menschenwürde, wenn man, ohne den Verdacht der Schmeicheley zu erregen, einen Mann zu schildern bekömmt, dessen ganzes Leben eine fortlaufende Kette von Zügen der Rechtschaffenheit, Großmuth, Wohlthätigkeit, und erleuchteter Denkart sind; der seinem Vaterlande die große und entschiedene Wohlthat erwies, daß er die ersten Strahlen wahrer Aufklärung über dessen ehedem so dichte umnebelten Horizont verbreitete.

XI.

Bevölkerung.

Die Stadt hat 1310 Gebäude. Die Vorstädte haben 4317; folglich ist die Zahl der Gebäude 5657. Die Vorstädte wachsen noch alljährlich um ein merkliches an Gebäuden mehr an.

Ueber die genaue Menschenzahl von Wien ist ein ewiger Streit. De Lucca gab vor einiger Zeit folgende Data an:

Städter : : : :	52053.
Vorstädter : : : :	156989.
Clerisey : : : :	2139.

Militär	= = = =	12530.
Griechen und Juden	= = =	3550.
Fremde	= = = =	27000.
Summa	= =	254261.

Nicolai erklärt diese Angabe für unrichtig, und hält sie für zu hoch. Ich glaube auch, daß sie unrichtig sey; denn sie ist zu gering *).

Es sterben gewöhnlich das Jahr hindurch gegen 11000 Menschen, und gegen 10000 werden geboren. Das Band der Ehe knüpfen 2500 Paare. Indessen können die auf diese Summen gegründete Calculs nie die wahre Menschenzahl des Platzes bestimmen. Es ist in diesem Puncte ein wesentlicher Unterschied zwischen großen Hauptstädten und kleinen Provinzialstädten. In diesen, wo eine ehrsame Bürgerschaft so durch sich selbst bestehend in ihrem Alltagsgleise fort lebt, läßt sich ohne Zweifel durch Tauf- und Todtenlisten ihre Zahl berechnen.

Aber in Hauptstädten, wo eine Menge Menschen lebt, ohne dort geboren zu werden und zu sterben, das heißt: wo ein Schwarm von Leuten, durch Vergnügungen, Neugierde, Abenteuersucht, Geschäfte, Handel etc. hingezogen wird, die nur einen Theil ihrer blühendsten Jahre dort verleben; wie lassen sich diese in Tauf- und Todtenlisten hinein rechnen?

Ich glaube, daß Wien wenigstens zwey Mahl hundert siebenzig tausend Menschen zähle; und dafür habe ich meine Gründe. . . Ich rechne nach der Analogie von

*) Herr de Lucca scheint meiner Meinung geworden zu seyn. In seiner neuesten Schrift gibt er die wienerische Volksmenge auf 263000 Seelen an.

Paris und Berlin. Nach den öffentlichen Blättern *) hatten im Jahr 1785.

	Paris	Wien	Berlin.
Gestorbene	20365	11603	4961
Geborne	19919	10559	4952
Heirathen	5234	2488	865

Nun setzt man gewöhnlich nach diesen Listen die Menschenzahl von Paris auf 700000 Seelen, und jene von Berlin auf 140000. Offenbar ist, daß nach der obigen Tabelle in Wien ungefähr um die Hälfte weniger als in Paris, und um die Hälfte mehr als in Berlin sterben: so wäre denn nach dieser Proportion die Volksmenge ungefähr 300000 Menschen. Ja, sagt man, in Wien ist aber die Sterblichkeit größer als in Paris und Berlin. Dieß läßt sich nicht ganz läugnen. Aber auch die Geburtslisten bestärken noch jenen Calcul **). Die 10559 wienerischen Geburten machen zwischen den 19919 Parisischen, und 4952 Berlinischen so ziemlich wieder das Mittelverhältniß: wenn man also den Sterblisten nicht trauen will, wie kann man auch die TaufListen umstossen? Wenn die jährlichen 4900 berlinischen Geburten 140000 Einwohner voraus setzen; sollen die 10000 wienerischen Geburten nicht mehr als 200000 Einwohner voraus setzen? da doch, wie man anderwärts wieder predigt, der wienerische Luxus die Fruchtbarkeit noch um

---

*) Hamburgisches politisches Journal. Februar 1786.

**) Wie in Berlin die Geburten des Kriegsstandes nicht in den allgemeinen Listen mit begriffen sind, eben so auch in Wien nicht; und hier noch überdas auch die Geburten der nichtunirten Griechen und Juden nicht.

vieles mindert. Ich denke, diese arithmetischen Verhältnisse beweisen handgreiflich eine größere Volksmenge in Wien, oder man muß auch die Pariser und Berliner um viele tausende herunter setzen.

Indessen können, wie gesagt, die Kirchenlisten von einer Stadt, wie Wien, die nach Paris, Neapel und Rom, am häufigsten von Reisenden, und aus andern Ursachen ab= und zufließenden Menschen besucht wird, keinen genauen Bevölkerungsstand abwerfen. Aus eben diesem Grunde rechnet Mercier 900000 Menschen für Paris; und ich zähle sehr mäßig, wenn ich nur 270000 in Wien lebende Menschen annehme.

Berlin hat eine vortreffliche Anstalt, seine Volksmenge zu vermehren: seine Bewohner sind von der militär Conscription frey. Für Staaten, wo das Soldaten system so allgemein drückend ist, könnte man kein besseres Mittel erfinnen, die Hauptstadt mit Menschen anzufüllen. Wollte der Kaiser Wien von der soldatischen Conscription befreyen; so hätte die Stadt in Zeit von zehn Jahren eine halbe Million Menschen; und nach zwanzig Jahren würde man ihre Linien hier bis über Nußdorf und dort bis Schönbrunn ausdehnen müssen. Allein, der Kaiser thut im Gegentheil gerade manches, was die Wienerische Volksmenge verringern muß: er versetzte die Prinzessinnen, seine Schwestern, mit ihrem Gefolge in die Provinzialstädte, er gibt weder Galatage noch andere glänzende Feste 2c. 2c. Dem ungeachtet wächst die Population beständig, welches der fortdauernde Häuserbau in den Vorstädten beweiset,

Ein schönes Schauspiel für die Augen gewährt hier die Mannigfaltigkeit der National=Kleidung aus verschiedenen Ländern. Die Stadt ist nicht in der einförmi=

gen gewöhnlichen deutschen Tracht, wie die meisten übrigen europäischen Städte. Ihr begegnet da häufig dem steif gerade einherschreitenden Ungar mit dem pelzausgeschlagenen Dollman, den knapp anliegenden bis an die Knöchel reichenden Hosen, und mächtig langem Zopf; dem rundköpfigen Pohlen mit seinem mönchischen Haarschnitt, und fliegenden Ermeln: beyde Nationen sind von ihren Stiefeln unzertrennlich. — Die Armenier, Walachen und Moldauer, mit halb orientalischer Garderobe, sind nicht selten. Die knebelbärtigen Raitzen bewohnen eine ganze Strasse; — Die Griechen in ihrer plumpen weiten Kleidung schmauchen truppenweise in den Kaffehhäusern an der Leopoldsbrücke ihre langröhrigen Pfeifen. — Und die bärtigen Muselmänner, mit dem breiten Mordmesser im Gürtel, traben schwerfällig in gelben Pantoffeln durch die kothige Strasse. — Zum Vögelverscheuchen präsentiren sich die ganz schwarz eingehüllten pohlnischen Juden, mit verwachsenem Gesichte und klumpenweise zusamm geknüpften Haaren: eine lebende Satyre auf ihre eingebildete Auserwähltheit. — Böhmische Bauern endlich mit Kopernizen; Ungarische und siebenbürgische Fuhrleute mit mantelförmigen Schafspelzen; und Kroaten mit schwarzen Kübeln auf den Köpfen, machen den Beschluß, und verursachen im allgemeinen Gewimmel den unterhaltenden Abstich.

Was die innere unmerkbare Verschiedenheit der Bewohner Wiens betrift: in dieser Rücksicht ist es wahr, daß keine Familie ihre einheimische Abstammung mehr bis in die dritte Generation hinauf führen kann. Ungarn, Böhmen, Mährer, Siebenbürger, Steyermärker, Tyroler, Niederländer, Italiener, Franzosen, Bayern Schwaben Sachsen, Schlesier, Rheinländer, Schweitzer

Westphälinger, Lothringer, 2c. 2c. wandern unaufhörlich in Menge nach Wien, suchen dort ihr Glück, finden es zum Theil, und naturalisiren sich. Die originalen Wiener sind verschwunden.

Eben diese Mischung so vieler Nationen erzeugt hier jene unendliche Sprachen-verwirrung, die Wien vor allen europäischen Plätzen auszeichnet.

Schon Ramler sang in einer seiner Oden *):

Alle Völker, dem Zepter der Königinn zinsbar,
Die Vindobonens saatenreiche Fluren,
Und Austrasiens Auen beherrscht;
Dieser erhabenen Fürstinn,
Deren Wohlfahrt von Himmel in
Sieben Sprachen erfleht wird.

— — — — —

Der Dichter irrt sich, wenn er glaubt, für das Wohl der österreichischen Regenten werde nur in sieben Zungen gebetet.

Die einheimischen Sprachen der österreichischen Erbstaaten sind: Deutsch, Lateinisch, Französisch, Italiänisch, Ungarisch, Böhmisch, Pohlnisch, Flämisch, Neugriechisch, Türkisch, Illyrisch, Kroatisch, Windisch, Walachisch, und endlich die Zigeunersprache.

Es ist keine der untergebenen Provinzen, die nicht stets einige ihrer Söhne in Wien hat: darum verhandelt man hier seine Geschäfte, darum unterhält man sich hier in allen jenen Sprachen und Zungen, die vom Pruth bis an die weit entfernte Schelde gesprochen werden.

---

*) Der Triumph.

XII.

Anhang zur Bevölkerung.

Dieser besteht aus Pferden und Hunden; und er ist sehr beträchtlich.

Wien hat über 3000 Herrschaftswägen, 636 numerirte Fiaker, 300 sogenannte Lehnkutschen, und noch etwa 300 Landkutschen und Schäsen von Privat-Leuten. Kabriolets sind hier nicht gewöhnlich.

Das Heer aller inner den Linien wohnenden Reit- und Zug-Pferde macht einen Haufen von 9500 Köpfen. Die Liebhaberey für diese Thiere ist beynahe bis zur Uebertreibung gestiegen. Mancher Gaul wird für fünfthalbtausend Gulden gekauft, und einige Fürstenhäuser haben deren 80 bis 100 in ihrem Stalle stehen.

Das Gefahre ist unaufhörlich, besonders in den Hauptstrassen; und an Feyertagen viel heftiger als an gemeinen Tagen. Stellt man sich an einem Sonntagsabend im Sommer auf den Stock-im Eisenplatz, auf den Graben oder Kohlmarkt, so befindet man sich zwischen acht und zehn Uhr in einem beständigen Donnergerassel. Die Wägen dringen zu allen Thoren herein: alles, was den Tag auf dem Lande, in den Vorstädten im Prater und Augarten genossen hat, eilt dann nach Hause. Ein Provinzialist, der zum erstenmahl in die Residenz kömmt, schleicht anfangs wie ein Strauchdieb an den Häusern hin, und glaubt sich bey jedem Kutscherschrey unter Rädern und Pferdehufen zerschmettert.

Indessen sind die durch das Fahren verursachten Unglücksfälle, im Vergleich mit andern großen Städten, und im Verhältniß mit den vielen Fuhrwerken, in der That außerordentlich wenig. Man kann im Durchschnitt

jährlich nicht mehr als 3 1/2 Menschen rechnen, welche überfahren werden.

Die Fiaker sind nicht, wie die zu Paris, elend, baufällig schmutzig, mit hölzernen Gittern gesperrt, und mit entkräfteten Mähren bespannt. Plüsch und Lack geben ihnen Bequemlichkeit und gutes Aussehn, und das nahe Hungarn liefert für 18 Dukaten ein Paar muntere Pferdchen dazu.

Die Heerde der Stierfänger, Windhunde, Pudel, Pomer, Möpse, Bologneser, kurz, die Summe des ganzen in Wien lebenden Hundegeschlechtes, gibt Herr de Lucca auf 30000 Köpfe an. Ich glaube, Herr de Lucca habe wenigstens um 6000 zu viel angenommen; indessen, wenn es auch nur 24000 sind, und jeder des Tags nur ein Viertelpfund Brod verzehrt, so macht dieß in einem einzigen Tage 6000 Pfund Brod aus. Die Hunde der Fleischer, Gärtner und Fuhrleute ausgenommen, sind die übrigen eine wahre Last für das Publicum: und dieß berechtiget mich, den Vorschlag zu thun, daß man zum Vortheil des Armeninstituts eine jährliche Taxe auf diese unnütz verzehrende Thiergattung lege.

Das Widrigste bey dem ganzen Hundewesen ist die niederträchtige, seelenlose, und wirklich rasende Affenliebe einiger geckenhafter Männer, häßlicher Spröden, und veralteter Weiber, für ihre Lieblingshunde. Dieses schäbige Vieh schläft auf Pflaumen, wird periodisch gebadet und geputzt; wird mit Hühnerbrühen, Chocolate und Fasanen gemästet; und Bediente und Stubenmädchen werden wegen desselben geplagt und mißhandelt. Das Lächerlichste bey dieser Sache ist, daß die Hundsträgerinnen glauben, man wisse nicht, was sie so verliebt

in ihre Hunde mache. Die Thörinnen! schon Juvenal hat sie verrathen. . . . .

. . . .

XIII.

Consumtion.

Nichts ist schiefer, als die Miene jener Schriftsteller, die darüber klagen und heulen, daß eine große Residenzstadt alle Erndten, Weinlesen, Hammelställe, Hühnerhöfe, Obstgärten, und Fischteiche auf zwanzig Meilen rings um sich her aufzehre. Gerade jene Landleute sind die wohlhabendsten, besitzen das schönste Vieh, die besten Häuser, die wohlbestelltesten Felder, Gärten, Weinberge und Triften, die sich im Gesichtskreise der Hauptstadt befinden.

Vergleicht die Dörfer im Schwarzwald und in Gallizien mit den Dörfern um Wien, und ihr werdet sehen, welch ein Unglück es für den Bauer dieser Gegend ist, daß er jedes Hälmchen seines Bodens, jeden Tropfen Milch seines Kellers, und jede Bewegung seiner Arme im Augenblick zu barem Gelde machen kann; das heißt, daß er vor den Thoren der Hauptstadt lebt.

In der That, der Magen von Wien ist ein Schlund; der den Ueberfluß aller benachbarten Provinzen verschlingt; und desto besser für dieselben.

Oesterreich liefert ihm Wein, Holz, Kälber, Salz, Eyer, Milch und Butter; Gemüse und Hülsenfrüchte; Obst; Geflügel. . . . Ungarn: jene unerschöpflichen Heerden Ochsen, davon, o Wunder! nicht ein einziger schwarz oder braun ist; Schweine; Lämmer; Fische; Tabak; Getreide; Wein; Geflügel; Heu. . . . Böhmen und Mähren: Wildprät, Fasanen, Fische, Eyer, Ge=

treide, Geflügel, Stroh. . . . Steyermark: Ochsen und Kapaunen. . . . Mayland: Käse und Seidenwaaren. . . Triest: Austern und Schildkröten. . . . Tyrol: Obst und Holz. . . . Die Niederlande: Tücher, Zeuge und Spitzen.

Man hat die Liste einiger Consumtions-Artikel vom 1. November 1784 bis letzten October 1785. Wien verzehrte in demselben Jahre

Ochsen	—	—	—	41041	Stück.
Kühe	—	—	—	1319	—
Kälber	—	—	—	71239	—
Schafe	—	—	—	48994	—
Lämmer	—	—	—	147176	—
Schweine	—	—	—	98556	—
Spanferkel	—	—	—	12376	—
Oesterreicher Wein		—	—	547706	Eimer.
Ausländer und Ungar. Wein			—	10650	—
Bier	—	—	—	376830	—
Weiß Mehl	—	—	—	370892	Zentner.
Schwarzes	—	—	—	262193	—
Grieß	—	—	—	7135	—
Hülsenfrüchte	—	—	—	44976	Metzen.
Weizen u. Korn		—	—	152325	—
Gerste	—	—	—	73786	—
Hafer	—	—	—	704502	—
Heu	—	—	—	19907	Fuhren.
Stroh	—	—	—	1230162	Bünde.
Unschlitt	—	—	—	21530	Zentner.

Ueber diese rechtmäßig in die Stadt gebrachten und verzollten Lebensmittel geht von einigen noch eine merkliche Quantität auf Schleichwegen herein. Und von den Ochsen, welche alle aus Ungarn und Steyermark kom-

men, ist zu bemerken, daß sie nicht alle in Wien verzehrt werden, sondern daß wohl vier bis fünf tausend derselben durch die Stadt weiter nach Oberösterreich hinauf gehen.

Bier wird auch inner den Linien in sieben Bräuhäusern gebraut. Es mögen in allem ungefähr 600000 Eimer getrunken werden.

Herr Nikolai hat, wie bekannt, sich die Mühe genommen, sehr kritisch genau zu berechnen, wie viel Pfunde Fleisch ein Wiener-Magen jährlich mehr verzehre als ein Berliner-Magen. Man weiß, daß Herr Nikolai sich auf Spaß und Witz versteht, wenn er sich damit abgeben will, wie er hier gethan hat; darum verdient dieser Lazzo nicht widerlegt zu werden, so leicht dieses auch wäre, indem man bewiese, daß Wien mehr Menschen hat, als Herr Nikolai annimmt, und daß täglich eine Menge außer Wien wohnender Leute ein Stück Rindfleisch in der Stadt verspeisen. Und gesetzt auch, hundert tausend Wiener essen des Jahrs zwanzig Ochsen mehr auf, als hundert tausend Berliner; das hieße doch selbst in dem Munde des Herrn Nikolai den Scherz zu weit treiben, die Berliner-Mägen als Normal-Mägen für ganz Deutschland aufstellen zu wollen!

Meister Samuel Buttler führt uns als eine von den höchst spaßhaften Qualitäten seines Helden, des hochpreislichen Ritters Sir Hudibras, jene an, daß er manchmahl der Theologey geflissentlich die Krätze gab, um sie kratzen, und sich an ihr reiben zu können. Fast sollte man glauben, einige Schriftsteller hätten dem Sir Hudibras seinen Handgriff abgelernt, wenn sie von der Lebensart und den Schwachheiten der Wiener sprechen.

Die Staatsökonomie-Rechnungen in den österrei-

chischen Ländern werden alljährlich mit dem letzten October geschlossen, und mit dem ersten November wieder neu angefangen. Dieß ist das sogenannte Militärjahr.

XIV.

Menschengattung und Anzug.

Der eingeborne Oesterreicher ist von mittelmäßiger, doch mehr groß als kleiner Statur, schlank, und lang gespalten; mit einem Wort, von jener Figur, die im Durchschnitt das schönste Mannsgeschlecht darstellt.

Allein, in Wien hat sich das vaterländische Geblüt durch Vermischung mit allen Nationen so sehr verdünnet, daß es nicht sehr häufig mehr hervorsticht. Indessen haben die eigentlichern, das heißt, die schon seit längerer Zeit hier nationalisirten Wiener, einen etwas merkbaren Gesichtszug: dieß ist ein langes, spitzig zulaufendes Kinn.

Die Ungarn zeichnen sich durch etwas erhöhtere Knochen unter den Augen einiger Maßen aus.

Die Wienerinnen – denn diese verdienen mehr so genannt zu werden, weil sie doch größten Theils auf dem Platz geboren sind – die Wienerinnen sind schön gewachsen, frischen Blutes, rascher Nerven, leichtfüßig, schlank, schmächtig, weiß von Farbe und fein von Fell. Sie verwelken aber etwas frühzeitig, bekommen schlappes Fleisch, und werden im Alter etwas dickleibig.

Der Anzug beyder Geschlechter ist immer nach den Gesetztafeln der neuesten Mode: er hat alle Vorzüge und Abgeschmacktheiten dieser launischen Göttinn.

Die Männer tragen heut zu Tage alles kurz und knapp anliegend. Die Frisur ist niedrig; die ungeheuern

Pferdeschnallen erhalten sich noch immer, ob sie schon um ein paar Zoll kürzer und schmäler geworden sind; die hohen alt angelsächsischen Hüte erhielten sich nur sechs Monathe allgemein; eben jetzt werden die runden, klein zugeschnittenen englischen Hüte zur Mode-Kopftracht; die zwey Uhrketten werden wieder seltener; die Bänderschuhe und gestreiften Stümpfe breiten sich mehr aus: die mit dem Kleide gleichfarbigen Strümpfe sind die neueste Phantasie; zum Alltagshabit sind die rostfarbigen und dunkelgrünen Fracks gewählt. Die Ringe führen die Büsten berühmter Männer; die Degen sind ganz brillantirt.

Und die Weiber! O wer kann ihre Launen zählen? Welche Feder ist schnellfüßig genug, um alle jene tausend Abwechslungen zu haschen; alle jene kleinen Nichts auf das Papier zu heften, welche die Wesenheit des weiblichen Putzes erschaffen, und auf den Flügeln der Frivolität ab und zufliegen!

So viel ist gewiß, daß sich das schöne Geschlecht in unsern Tagen ungleich natürlicher, geschmackvoller, leichter, und anziehender kleidet, als ehedem.

Die Stoffe sind nicht mehr so schwerfällig, so kostbar und dauerhaft; aber sie werden eben wegen ihrer Leichtigkeit und ihres geringen Preises öfters gewechselt, durch neue ersetzt, und geben also einen vielfältigern, reinlichern, und immer frischen Anzug.

Der ländliche Hut auf tausenderley Arten mit Bändern, Blumen, Guirlanden, Spitzen, Federn, Schmucknadeln rc. rc. verziert, wie unendlich reitzender bildet er den Kopf, als das ehemahlige steife Haufengebäude!.... Die weißen Sommerkleider, mit einem Hüftenband schattirt, wie nymphenhaft schweben die lebhaften Mädchen darin auf der Promenade umher! ... Die Pelze im Win-

ter — meine Lieblingstracht — welch griechische Simplicität stellen sie dar! Welche Reitze leihen sie dem wallenden Busen: in der That, der Pelz ist eins der besiegendsten Kleidungsstücke unserer Weiber.

Ach! . . . Alle diese Reitze, alle diese Schönheiten werden durch die abschenlichen, die plumpen, die vermaledeyten Buffanten zerstöret. Nie hat eine Erfindung mehr Niedlichkeit und Grazie zu Grunde gerichtet, als dieses monströse Gereife. Das schlankste Mädchen wird dadurch in eine Häringstonne verwandelt.

Seht ihr jene wandelnden Pyramiden? Es sind ein paar Fräulein mit Buffanten und dem schwarzen Mantel. So zernichten diese Maschinen Brust, Wuchs, Fuß, kurz, das ganze Wesen der weiblichen Reitze.

Wozu sollen sie auch? Etwa die Tugend zu schützen? Getäuschte Mädchen! wißt ihr den Text nicht:

Dieses siebenfache Bollwerk widersteht nicht stets der List,
Ob es schon mit Wallfischrippen und mit Stahl gestützet ist.

Dank den Huldgöttinnen! die Damen der obern Stände haben schon wieder angefangen, sich dieses lästigen Gepäckes zu entledigen, und sich in ihrer natürlichen Gestalt zu zeigen. In diesem Fall wird die Nachäffungssucht der untern Stände einen guten Dienst thun *).

Der Anzug der berühmten wienerschen Stubenmädchen hat gewisse Vorzüge, die ihn selbst über den Damen-Anzug erheben.

Die Tracht der Bürgersfrauen und ihrer Töchter ist reich, aber etwas steif.

---

*) Im J. 1787 waren alle Buffanten verschwunden.

Was soll man endlich vom Palladium der weiblichen Tugend sagen? . . Dieses steht unter dem Schutz gewisser dienstfertigen Geister; die mögen für dessen Unentweihung sorgen:

To fifty chosen Sylphs, of special note
We trust th' important Charge, the Petticoat.

XV.

Der hohe Adel.

Wer zählt die Barone, die Grafen und Fürsten in Wien? . . . Dieß sind die drey Classen, welche man gewöhnlich unter die Mitglieder des höhern Adels zählt.

Es ist natürlich, daß sich an einem Platz, wie Wien ist, viel Adel versammelt. Der Thron, die Geschäfte, die große Welt, das Bestreben, seine Talente zu zeigen, zu verfeinern, zu bereichern, auszubreiten, zu entwickeln, in Thätigkeit zu setzen; die Familienverbindungen, die Vergnügungen endlich und die Bequemlichkeit ziehen aus allen Provinzen der österreichischen Erblande eine Menge Standespersonen hieher.

Doch hat Wien in diesem Betracht nicht ganz die Vortheile, welche London und Paris besitzen: in diesen Ländern zieht jeder Edelmann, auch aus der entferntesten Provinz wenigstens ein Mahl in seinem Leben auf einige Zeit nach der Hauptstadt, sey es auch bloß um dort gewesen zu seyn. Diese Maxime ist im österreichischen Staat noch nicht allgemein.

Der Adel aus den Niederlanden, aus der Lombardie und aus Steyermark ist im Vergleich mit dem übrigen ungleich seltner. Diese Familien schließen sich theils wegen der Entfernung, theils aus Bequemlichkeit, theils aus ökonomischen Gründen, theils aus Eigensinn in

ihre Provinzen ein. Sie haben sich Brüssel, Mayland und Grätz zu ihrer Sphäre erkohren, worin sie in behaglicher Selbstgenügsamkeit leben und weben. Auch in Ofen und Pest, in Prag, Insbruck, Preßburg, Linz, Hermannstadt, Klagenfurt und Lemberg sind sehr viele Cavaliere.

Es war wirklich eine Zeit, wo man in Wien, so wie an allen europäischen Höfen, den größten Haufen des Adels zu nichts besserem anzuwenden wußte, als etwa bey feyerlichen Gelegenheiten die Audienzsäle damit zu tapeziren, und bey Processionen und Einzügen Spalieren von Perücken daraus um sich her zu pflanzen. Das verbrämteste Kleid, die flimmerndste Livree machten dann das größte Verdienst aus.

Diese Zeiten sind nicht mehr. Alte Pergamente und neue Kleider verschaffen nun nicht mehr die Gunst des Monarchen, die Ansprüche auf Ehrenstellen, die Ehrfurcht des Publicums. Ein ahnenreicher und verdienstvoller Cavalier mag wohl seine Einkünfte nach Belieben verzehren, mit sechsen fahren, Tafeln geben, die ersten Logen in den Spectakeln besetzen, ein großes Haus halten, dagegen hat man nichts: aber sobald er sich bloß dieser Rubriken wegen für einen wichtigen Mann halten, Hochachtung fordern will, so erhält er sie nicht.

Ein kopf- und sittenloser, unbrauchbarer Fürsten- und Grafensohn wird heut zu Tage von den wahren Edeln nicht geachtet.

Wie wäre es auch anders möglich? Die hohe Noblesse besitzt eine Reihe von Köpfen, die durch persönliche Vorzüge eben so viel Glanz auf ihre Abstammung werfen, als sie von derselben erhalten; die sich durch ihre geprüften Talente, durch die wichtigsten Aemter, durch

das Zutrauen des Monarchen, und durch ihren Einfluß auf die Verwaltung, das Wohl, und die Bewachung des Staats zu ihrem allgemeinen unwidersprochenen Ruhm auf das vortheilhafteste auszeichnen.

Außer einigen niederländischen, und lombardischen fürstlichen Familien leben die Chefs der meisten übrigen Fürstenhäuser der österreichischen Erbstaaten gewöhnlich für immer, oder doch einen Theil der Jahrszeit in Wien.

Diese Häuser sind:

Auersberg.
Bathiany.
Clary.
Colloredo.
Czatorisky.
Dietrichstein.
Esterhazy.
Graffalkowicz.
Kaunitz.
Khevenhüller.
Kinsky.
Lichnowsky.
Lichtenstein.
Ligne.
Lobkowitz.
Paar.
Palm.
Poniatovsky.
Schwarzenberg.
Stahremberg.
Sulkowsky.

Diese Häuser zeichnen sich durch alte wichtige Verdienste um den Staat, durch fortdauernden Glanz ihrer Familien, durch persönliche Vorzüge ihrer Mitglieder aus.

Das Register gräflicher und freyherrlicher Häuser, die sich aus der großen Menge aller hiesigen hervor gedrungen haben, ist zu zahlreich, als daß ich es hersetzen kann. Das Meiste, was Oesterreich, Böhmen und Ungarn Ansehnliches und Reiches aus dieser Classe hat, zieht sich in die Residenz.

Wenn man in Anschlag bringt, wie leicht und bequem es einem gebornen Cavalier gemacht wird, sich

zum brauchbaren Mann zu bilden; wie er Zeit und Geld zu seiner Disposition hat; welche Erziehung er genießt; wie sorgfältig man ihn mit ausgesuchten Lehrern und Büchern versieht; wie man ihm allenthalben Ermunterung, Beyfall und Belohnung zuwinkt — Vortheile, die dem bürgerlichen Jüngling so selten zu Theil werden; — und wenn er bey dem allen zum Taugenichts aufwächst: so hat man wahrlich das klare Recht, einen solchen Mann zu verachten. Auch scheint dieß das Sentiment der wahren Edeln selbst zu werden. Sie schätzen den bürgerlichen Gelehrten, Künstler, Geschäftsmann ungleich mehr als den unnützen Edelmann. . . .

Laßt uns gerecht seyn. Geist, Witz, und Kenntnisse sind nicht bloß das Erbtheil der Männer allein. Es gibt unter dem hohen Adel in Wien auch Damen, die wahre Schwestern der Musen und Grazien sind. . . .

— — — schön von Sitten,
Voll Geist und Witz; von Zwang und Ziererey,
Und allen ähnlichen Fehlern frey;
Mit der Gabe begabt, so angenehm zu scherzen,
Und mit so guter Art
Die feinsten Gedanken anzubringen,
Daß, wer sie je hörte, von ihnen bezaubert ward.

XVI.

Der zweyte Adel.

In diese Classe gehören die ganz neuen Baronen, die diplomatisch erklärten Ritter und Edeln.

Seitdem aber der Werth der Diplomen allenthalben etwas fällt, und ein Ehrenamt und die gute Verwaltung desselben den Mann adelt, ist der Kreis dieses Adels erweitert.

Dieß hat man in Wien allgemein zur Regel gemacht. Man zählt zu dem zweyten Adel diejenigen Personen, welche man sonst die Honoratiores nennt: nähmlich die Räthe, Agenten, Doctoren ꝛc. auch Banquiers und Negozianten.

Dieser Stand besitzt einen Kern von Geschäftsmännern, die den Staatssternen der ersten Größe in die Hände arbeiten, und den Gang der großen Maschine befördern helfen. Patriotismus, Rechtschaffenheit, Fleiß, Sachenkenntniß, Einsichten und Arbeitsamkeit machen sie ehrwürdig und beliebt.

Diese Classe fängt an, sich unter allen Ständen am meisten aufzuhellen, welches eine treffliche Wirkung thut. Da die Gesellschaften derselben für andere ehrliche, aber ungeadelte Erdensöhne nicht sogar sorgfältig verpallisadirt sind, wie jene der ersten Noblesse: so verbreitet sich durch sie die lichtere Denkart auf mehrere Köpfe, und durch diese wieder auf mehrere Stände des Publicums.

Hier wirkt besonders das Verdienst einiger Damen aus diesen Häusern, die männliche Denkart mit weiblicher Grazie verbinden, und dadurch doppelt liebenswürdig sind. Ich würde sie nennen, wenn es ihre Bescheidenheit erlaubte, die sie nur um so schätzbarer macht. Sie sind Schülerinnen Musarions: ihr Umgang ist so belehrend und geschmackvoll, als reitzend; in ihren Häusern vergähnt man die Abende nicht mit elendem Kartengeblätter. Kleine Musiken, vertrauliches Freundschaftsgeplauder, litterarische Neuheiten, Räsonements über Bücher, Reisen, Kunstwerke, Theater; die Vorfälle des Tages, und interessante Neuigkeiten mit Salz erzählt, beurtheilt, beleuchtet, machen die Unterhaltung aus, und kürzen dem vertrauten Zirkel die langen Win=

terabende. Man lernt dort die meisten einheimischen, und die fremden, gelegenheitlich durch Wien reisenden Gelehrten kennen.

Sollte man es glauben! Diese Damen erfuhren eben das Schicksal, welches die Madame Geoffrin und Neker in Paris betraf. Einige Kleingeister suchten sie darüber verhaßt zu machen, daß sie Bureaux d'Esprit hielten. Diese Polissons sollten bedenken, daß es ein wahrer Lobspruch für eine Dame ist, wenn sie ein Bureau d'Esprit bildet, indeß so viele andere Weiber Bureaux de Sottise halten.

XVII.

Der gemeine Mann.

So nenne ich nicht den letzten Pöbel, sondern den Bürger, oder, um es eigentlicher auszudrücken, den Professionisten und Handwerksmann, den Hof- und Herrschaftsbedienten von der untern Classe, den Kleinhändler; kurz, die gewöhnliche Menschengattung zwischen Adel und Domestiken.

Der gemeine Mann in Wien ist bieder, höflich, offenherzig, dienstfertig, redlich, lenksam, willig, und guter Patriot, ob er schon seinem Kaiser nicht immer mit Händeklatschen zujauchzt, wenn er ihn auf der Straße, auf dem Spaziergang, oder im Schauspiel sieht. Verschlagenheit, feiner Betrug, niedrige Gewinnsucht, Geldgierde, Filzigkeit, mißtrauische Kälte gegen Fremde, Hochmuth, Eigendünkel, und Schmähsucht sind weit von ihm entfernt.

Er ist im Handel und Wandel billig und gewissenhaft, verträglich gegen seinen Nachbar, gegen den Fremden freundlich und gutmüthig. Sein allgemeiner Grundsatz ist: man muß leben und leben lassen.

Wer mich über diesen Umriß des Ganzen etwa mit einer aufgerafften einzelnen Gegenanecdote schicaniren will, der verdient keine Antwort.

Der gemeine Mann in Wien liebt Schmaus, Tanz, Spectakel, Zerstreuung. Er spaziert an Festtagen fleißig in den Prater und Augarten, besucht Hetze und Feuerwerk, fährt auch wohl mit seiner Familie über Land, und bestellt sich allenthalben einen wohl bedeckten Tisch. Diese Sünde, welche gewissen Leuten so himmelschreyend vorkömmt, ist in meinen Augen sehr verzeihlich. Da in Wien bis auf Wohnung und Holz, im Verhältniß mit andern Hauptstädten, alles wohlfeil ist, so ist klar, daß der Handwerksmann seine Käufer nicht übersetzt; und da der gemeine Mann im Durchschnitt selten Bankrout macht, im Gegentheil noch wohlhabend ist, so muß man daraus schließen, daß er seine Vergnügungen nicht über seine ökonomischen Kräfte treibt.

Worin besteht nun das Verdammliche seiner Vergnügungen? Predigt einem Westphälinger, einem Schweden immerhin Sparsamkeit und magere Schüsseln: die Natur seines Landes will es nicht anders; aber gönnt dem im Ueberfluß lebenden Wiener seine Tafel; sie macht ihn zum glücklichen und gutlaunigen Unterthan, und was wollt ihr mehr?

Noch armseliger ist es, wenn man den Wiener darüber tadeln will, daß er im zufriednen Gefühl seiner Herzensfreude manchmahl ausruft: Es ist nur Ein Wien!

Wenn er allein in diesem selbstgenügsamen Taumel schwebte, da möchte es noch hingehen, ihn darüber zu beschnarchen; aber welche Nation ist, die nicht ihre Hauptstadt für die beste hält? Der Pariser sagt: Es ist nur Paris in der Welt. Der Portugiese spricht: wer Lisabon

nicht gesehen hat, hat nichts Schönes gesehen. Der Spanier empfiehlt seinem Sohn noch auf dem Todbette, ja in seinem Leben wenigstens ein Mahl nach Madrid zu gehen. Selbst der hochkluge bescheidene Brandenburger sagt von seiner Hauptstadt: „Berlin ist die schönste Stadt in Europa; Berlin ist das Emblem der preußischen Monarchie, wo alles zu Nutzen und Vergnügen zusammen gedrängt ist, um sich selbst zu genügen; Berlin ist Athen an Geist, und voll Muth wie Sparta." *)

Was Wunder, wenn auch der Wiener seine Mutterstadt für ein Paradies hält? Er hat doch wohl eben so viel Grund dazu, als der Pariser, Spanier und Berliner.

XVIII.
Lebensbedürfnisse.

Welch eine Rubrike! . . , Archimed, der die Sandkörnerzahl unsers Erdballs berechnete, würde hier zum Stümper werden. Welche Höhen! welche Tiefen! Wie schwankend, wie bis ins Unendliche vielfältig sind die Begriffe von Bedürfniß und Ueberfluß! Welcher Abstand zwischen der Logik des launenhaften Reichen und des verlassenen Armen über diesen Punct!

Zieht eine Linie zwischen dem Fürsten, der des Jahrs eine halbe Million verzehrt, und dem Invaliden, Taglöhner, der mit fünf und zwanzig Gulden lebt; zwischen der Gräfinn, die des Tags tausend Gulden auszugeben hat, und dem Stickermädchen in der Vorstadt, die für ihr langes Tagwerk 3 1/2 Kreuzer einnimmt.

Wer wagt es, nach diesen Beyspielen, die Wesenheit und die Summe der Lebensbedürfnisse zu bestimmen?

Von jenen Extremitäten des Glücks ist also die Rede nicht; auch nicht von jenen nächst daran gränzenden Ver-

---

*) Berlinische Monathsschrift.

hältnissen, zwischen zwey hundert Gulden und hundert tausend Thalern jährliches Einkommens.

Ich versuche es, den Tariff der Lebensbedürfnisse zu entwerfen, so wie sie ungefähr ein Philosoph fühlet, der im Mittelstand leben, beate latere, und eigentlich nur den Zuschauer bey der großen Weltkomödie machen will.

Vorausgesetzt, daß ihr keine Familie habt, in keinem öffentlichen Amt stehet, kein Spieler seyd, und keine ordentliche Liebschaft unterhaltet — Dinge, die in mancherley Verbindungen ziehen, gewisse Garderobe-Regeln vorschreiben, und unaufhörlichen unordentlichen Geldaufwand fordern — so könnt ihr in Wien für folgende jährliche Summen ziemlich bequem leben, und euch auch in den Zirkeln der ordentlichen Häuser vom Mittelstande präsentiren.

Wohnung	60	fl.
Holz und Licht	24	—
Winterkleid	40	—
Sommerkleid	30	—
Visitenkleid	60	—
Kleine Kleidung	30	—
Wäsche	10	—
Tisch	180	—
Bedienung, Friseur ꝛc.	30	—
Summa	464	fl.

Was ihr für die Spectakel, Lustgesellschaften und geheimen Vergnügungen ausgeben wollt, das bleibt euer Phantasie und euern Kräften überlassen. Mit 500 oder 550 Gulden lebt ihr so ziemlich bequem.

XIX.

Gastfreyheit.

Indessen könnt ihr den Artikel der Tafel, und die Kosten der Lustgesellschaften in Wien sehr leicht vermindern, oder zum Theil gänzlich ersparen; denn die Wiener sind in hohem Grade gastfrey.

Sobald ihr Welt habt, gereist seyd, Gelehrter oder Künstler seyd, euch mit Anstand kleidet, und in der Gesellschaft zur Unterhaltung beytragen könnet; braucht ihr nicht viel um eure Tafel zu sorgen. Es sind eine Menge Häuser vom ersten und vom zweyten Adel, vom Stande der Negozianten und Kaufleute, die sich ein Vergnügen machen, euch bey sich zu haben; alle ihre Leckerbissen, und ihre Vergnügungen von ganzem Herzen mit euch zu theilen.

Diesen Schmuck des gesellschaftlicheu Lebens, die traute Gastfreundschaft, haben noch alle Reisende den Wienern einhellig zuerkannt. Ich weiß nicht einen einzigen Schriftsteller, der von Wien geschrieben, und diesen Zug der hiesigen Einwohner zu läugnen versucht hätte. Archenholz gesteht sogar, daß unter allen Italienern die Mayländer die einzigen sind, welche Gastfreundschaft ausüben, weil sie dieses unter österreichischer Herrschaft von dem Muster der Wiener gelernt haben. Sherlok, Moore, Coxe, Wekhrlin, Nikolai ꝛc. ꝛc. rühmen die Wiener einstimmig über diesen Punct.

Bey dieser Gelegenheit ist es Pflicht zu bemerken, daß die Behauptung jenes Deutschen, der unter der Maske eines reisenden Franzosen Briefe über Deutschland schrieb, ein abgeschmackter Schwank sey, wenn er sich nicht entblödet, zu sagen, daß in einigen wienerischen Häu=

sern, die „nach dem höchsten Ton leben'' bey großen Tafeln in einem Nebenzimmer ein Lavoir zu einem Gebrauch bereit stehe, dessen man cultivirte Menschen nur aus aberwitziger Spottsucht beschuldigen kann. Indessen ist der Deutsch-Franzos nicht der einzige, welcher die Wahrheit und Anständigkeit der Satyre aufopferte: es sind der Leute noch mehr, die sich's erst an den Tafeln zu Wien herrlich schmecken ließen, und hintendrein wacker darüber schimpften. Was soll man mit solchen Herren anfangen? — Nichts, als sie dem Urtheil des unbefangenen Publicums überlassen.

Die Gastfreundschaft der Wiener ist der Ruin der hiesigen Gasthäuser. In der That sind diese für eine solche Stadt gar nicht auszeichnend; aber sie können es nicht seyn. Jeder Fremde von einigem Nahmen und Stande speiset nicht mehr als am ersten Tage, und wohnt höchstens drey Tage im Gasthof; sobald er nach seiner Ankunft seine Besuche in der Stadt macht, biethen sich ihm die Tafeln seiner Bekanntschaften an, und er verläßt den Gasthof.

So war es bisher. Aber mir ahndet für die Zukunft eine zwar nicht totale, doch merkbare Revolution für die Tugend der Hospitalität. Die strengen ökonomischen Reformen des Souveräns; und die höhnische Lästersucht einiger hämischen Ausländer werden, wie ich besorge, die Wiener mit gutem Grunde allmählig etwas kälter beym Empfang ihrer Gäste machen.

XX.

Politischer Charakter der Wiener.

In den neuern Zeiten waren vier gefährliche politische Krisen für Wien. Das Jahr 1683, da die Stadt

von den Osmanen beynahe zur Verzweiflung gebracht ward; der Zeitraum von 1704 bis 1708, da die ungarischen Rebellen unter den Fahnen des Ragoczy und Tekely bis vor die Thore von Wien streiften; das Jahr 1741, da Bayern und Franzosen Linz erobert hatten, und sich bis nahe gegen Wien drängten; und endlich die ersten Maytage des Jahrs 1757, nach der verlornen Schlacht bey Prag.

Dieß waren die niederschlagendsten Epochen für die Einwohner Wiens, und das mit gutem Grunde. Angst und Verwirrung bemächtigten sich der Stadt. Glücklicher Weise überstand sie alle diese Krisen, ohne zu erliegen. Jetzt ist sogar das Andenken derselben verwischt; und wenn nicht noch an einigen Häusern gemahlte Türkenköpfe klebten, würde man sich kaum mehr ihres ehemahligen Besuches erinnern.

Die heutigen Wiener haben eine zwar nur dunkle, aber ihnen fest vorschwebende Idee von der gegenwärtigen Stärke und Uebermacht ihres Staates. Sie zittern vor niemanden mehr, in der Ueberzeugung, daß ihre Minister und Generale wohl dafür sorgen, daß nie wieder ein feindliches Heer ihren Linien zu nahe komme.

Uebrigens lassen sie ihren Landesherrn machen, was ihm gut däucht. Er hat sie schon an sehr empfindlichen Fleckchen angegriffen; aber sie haben keine offene saure Miene darüber gemacht. Es war für das wienerische Publicum keine ganz gleichgültige Sache, die sogenannten Ketzer toleriren, Mönche und Nonnen aufheben, die Kirchenmusik abstellen, die Andachten vermindern, die Heiligen entkleiden, und sich einen Besuch vom heiligsten Vater Papst auf den Hals zu ziehen. Indessen duldeten die Wiener alles mit froher Gleichmüthigkeit; und hät-

ten sich gewisse Menschen nicht so viele Mühe gegeben, die Gemüther auf alle ihnen mögliche Weise zu verbittern; so würde man auch nicht einmahl in Privat-Gesellschaften die Stimme der Unzufriedenheit und Schmähsucht gehört haben.

Dieß zeugt von der Weichheit des Charakters der Wiener; sie ist ihnen so eigenthümlich, daß in Wien ein Aufwiegler gewiß sein Glück nie machen wird.

XXI.

Moralischer Charakter der Wiener.

Es ist ein gutes Volk um die Wiener. Auch in diesem Punct stimmen alle Beobachter dieses Platzes überein. Der Charakter dieser Stadtbewohner ist sanft, leicht, gutherzig, artig, angenehm, gesellig, beugsam und mittheilend. Eine bewunderungswürdige Bonhomie ist ohne Ausnahme über alle Stände und Menschenclassen verbreitet; wozu das milde Clima, der allgemeine Wohlstand, die sanfte Regierung, und der nicht schwer zu findende Erwerb für jedermann, gewiß auch das Ihrige beytragen.

Wahr ist es, der weiche Charakter der Wiener erzeugt keine heroische Tugenden. Aber wozu taugt auch Heldengefühl in unsern Tagen, bey unserer Verfassung? Unsere Staatsmaschinen sind so mechanisch aufgezogen; selbst unser bürgerliches und häusliches Leben ist so methodisch eingeleitet, daß große, außerordentliche Explosionen des Kopfes und Herzens mehr Verwirrung und Unheil als Nutzen und Segen stiften.

Das Volk zu Wien ist sehr sinnlich; ein Charakterzug, den die Beschaffenheit des fruchtbaren Landes mit sich bringt; so wie sie ihn zu allen Zeiten, und bey allen Völkern hervor brachte, die unter einem milden Himmel

und auf einem freygebigen Boden leben. Es ist eine abgenützte Sache, daß Völker, die in ärmern Weltgegenden wohnen, den von der Natur begünstigtern Vorwürfe darüber machen, daß sie weichlich leben. Die Spartaner thaten es schon gegen ihre Landsleute, die feinern und wollüstiger lebenden Athenienser; und seit diesen thun das so viele andere: mit welchem Grunde, will ich hier nicht untersuchen. Ich sage nicht, wie jener wetterauische Pfarrer, daß es die schweren Sünden machen, daß in der Wetterau und ähnlichen Gegenden keine Ananas, Feigen, Zitronen und Mandeln, sondern Kartoffeln und Holzbirnen wachsen: aber lächerlich dünkt es mich immer, wenn ein theoretischer Länderverbesserer es einer Nation verbiethen oder übel nehmen will, daß sie den Reichthum ihres Vaterlandes genießt.

Man hielt ehedem die Wiener für große Tugenden und große Laster gleich unfähig, und einige speculative Beobachter wollten bemerkt haben, daß unter sechs in Wien öffentlich bestraften Verbrechern allemahl vier Ausländer, und daß dieser ihre Verbrechen die gröbern waren. Ich kenne die ehemahligen Wiener nicht; aber wenn grobe Verbrechen ein Beweis eines starken Nationalgeistes sind: so muß es, nach einigen neuen Beyspielen zu urtheilen, den heutigen Wienern nicht an Stärke und Schwungkraft fehlen.

Wenn es nicht an die Linie der Eitelkeit und Prahlerey gränzte, die Wohlthaten, und Aeußerungen der Mildherzigkeit eines ganzen Publicums herzuzählen: so könnte ich arithmetisch darthun, daß der den Wienern so stark anklebende Hang zur Zerstreuung und Sinnlichkeit sie wahrlich nicht unbarmherzig mache.

Ein Uebel, dessen man die Wiener ehedem kaum fä-

hig hielt, und das in der That äußerst selten war; welches aber jetzt hier, so wie in ganz Europa ziemlich häufig wird, ist der Selbstmord. Man findet ihn gegenwärtig unter allen Ständen, obschon die Polizey aus guten Gründen die Opfer desselben, so viel möglich, verheimlichet.

XXII.

Gecken beyderley Geschlechts.

Vor drey Jahren schrieb ein Witzkopf eine Posse, unter dem Titel: „Der gewöhnliche Wiener mit Leib und Seele."

Diese Posse ward von den Herren Boje und Consorten sogar würdig befunden, in das Deutsche Museum eingerückt zu werden. In der That muß man auch gestehen, daß sie sehr drollig und witzig sey. Nur einen Fehler hat sie, aber einen sehr wesentlichen: dieser ist ihre Aufschrift. Statt „der gewöhnliche Wiener mit Leib und Seele" sollte sie heißen: „Der wienerische Geck mit Leib und Seele." Dieß ist ihre wahre Charakteristik. Es war etwas indiscret, dem ganzen Publicum die Larve eines Gauches aufzuhängen; aber als Bild der Gecken Wiens, ist es ein fein Hogarthsches Stück, aus dem ich die treffendsten Züge entlehne, um jene alberne Classe menschlicher Wesen zu skizziren.

Der männliche wienerische Geck muß wissen:

Wo man den beßten Wein schenkt, und wo Kirchweihfest ist. — Was die Partie Quarambol kostet. — Wo die besten Kegelbahnen sind. — Welcher Hund in der Hetze am beßten Solo fängt. — Welcher Fiaccer am schnellsten fährt. — Er muß wissen, als Akzessist den Hofrath zu spielen. — In der Gesellschaft den Kasperl zu ma=

chen. Er muß die Aergerchronik der Stadt und den laufenden Preis der mitleidigen Schwestern wissen.

Er glaubt, daß es nirgends besser leben sey, als in Wien. — Daß er ein Engländer sey, wenn er Pikeniks gibt, Punsch trinkt, und einen runden Hut aufsetzt.

Er hofft ein Amt zu erhalten, bloß, weil er ein Landskind ist. — Er hofft auf einen Terno in der Lotterie, um seine Finanzen zu verbessern.

Er liebt seine liebe Wienstadt mit dem Stephansthurm. — Seine Heiligenstritzel, Roratewürste mit Wermuth, und die geweihten Osterschinken. — Alle ausländische Thorheiten. — Die Ferien, und alle Tage, wo er nichts arbeiten muß.

Seine Seligkeiten sind: ein steyrischer Kapaun in Sauerkraut oder Muscheln. — Eine Spazierfahrt über Land. — Das National-Theater in der Leopoldstadt. — Die Hetze und Ochsentheilung. — Ein Woyta. — Ein Tanzsaal.

Für Todsünden hält er: Einen vernünftigen Discurs. — Ein nützliches Buch. — Industrie. Eine schlechte Mahlzeit.

Für himmelschreyende Sünden hält er: Eine Minute über die gesetzte Zeit bey seinen Geschäften bleiben. — Eine Lustpartie ausschlagen. Im Fasching keine Krapfen essen.

Die weiblichen Gecken müssen wissen:

Welche die herrschenden Moden sind. — Wer die besten Deutschtänzer sind. — Wo man das beste Gefrorne bekömmt. Sie müssen die Verdienste ihrer Liebhaber nach der Anzahl der Flinterln zu berechnen wissen, die sie auf der Weste tragen.

Sie glauben, daß es genug sey, eine Wienerinn zu

seyn, um einen Mann zu bekommen. — Sie glauben, daß ihnen Besuche von großen Herren Ehre machen.

Sie hoffen große Frauen zu werden, und als Frauen thun zu dürfen, was ihnen einfällt.

Sie lieben jeden, der sich für einen Grafen oder Baron ausgibt. — Alles was Stiefel und Sporn trägt, und mit Pferden umgeht. — Jede Männerhand, an der ein brilliantner Ring steckt.

Für ihre Seligkeiten halten sie: Schöne Garderobe und Equipage. — Lange Toilette nach einem langen Schlaf. — Ein bischen Verläumden. — Kostbare Geschenke, wären sie auch vom Manne.

Für Todtsünden halten sie: Ein Gesicht ohne Schminke. — Auf dem Kanapeh nicht den ersten Platz behaupten. — Endlich durch das ganze Jahr gesund seyn.

Fremder Sünden machen sie sich schuldig: durch ihre poches, bouffantes, culs postiches. — Durch die französische Erziehung, die sie durch fremde Abbes und hergelaufene Gouvernanten ihren Kindern geben.

Unser Autor hat, wie man sieht, streng gerichtet. Die meisten dieser Geckereyen sind zwar den Schwachköpfen aller Deutschen, ja aller europäischen Städte eigen, indessen sind doch einige ganz besonders local.

Es gibt Leute, die es höchst schwer begreifen, und großes Geschrey darüber machen, daß eine gewisse Menschenclasse in den großen Städten, in manchen ganz alltäglichen und vor jedermanns Nase liegenden Dingen so gar unwissend sey, wie z. B. die sogenannten **Erzpariser** und **Erzwiener**. Wer aber die Sache näher betrachtet, dem wird sie bald einleuchten. Diese geckenhaften Wesen sind gewöhnlich aus dem Mittelstande, und Leute, die entweder von ihrem Vermögen in einem gänzli-

chen Müßiggange, oder von einem einträglichen Amte leben. Die erstern streben und jagen unaufhörlich nach Zerstreuungen und Vergnügen, die ihnen dann an einem so großen Orte auch nie fehlen: dieß macht, daß sie aller ernsthaften Dinge überdrüßig werden; einzig mit Spectakeln, Lustparthien, Spiel, Moden, Galanterie, Garderobe-Regeln rc. rc. sich beschäftigen, und alles übrige für Pedanterie und unnütze Langweiligkeiten halten. Die andern bringen ihre pflichtmäßig angesetzten Stunden in ihrem Amte zu, und eilen dann sogleich in aller Hast zu den ihnen so nöthig scheinenden Erhohlungen hin, denen sie alle ihre entbehrliche Zeit aufopfern; und so bleibt ihnen, außer dem bißchen Wissen ihrer trocknen Kanzleyarbeit, und außer dem Etiketts-Schematismus, alles Uebrige in der Welt Terra incognita.

Leute von den obersten und untersten Ständen verfallen ungleich seltner in jene geckenhafte Ignoranz: die erstern, weil sie durch Reisen, durch Umgang mit Fremden, und durch die Gesellschaft der wichtigsten Männer im Staate Gelegenheit haben, sich zu bilden; und die andern, weil sie die Noth zwingt, ihre Kenntnisse zu erweitern.

Es war ein Pariser, der um drey Uhr Morgens aufstand, und zwey Stunden lang in den blauen Himmel hinauf schaute, um das Aequinoctium auf einer Wolke vorbey fahren zu sehen; und wieder ein Pariser, der den Astronom Cassini bat, nach vorübergegangener Sonnenfinsterniß die Observation ihm zu Liebe nochmahl zu machen.

Aehnliche Sottisen würde man ohne Zweifel auch bey wienerischen Gecken finden, wenn man sich die Mühe nehme, sie genau zu beobachten. Wien ist eine Welt

für sich; und darin lebt und webt ein solcher Gauch, ohne sich um etwas weiter zu bekümmern. Er steht auf, läßt sich frisiren und ankleiden, geht in die Kanzelley, reitet in den Prater, setzt sich zu Tische, besucht das Kaffehhaus, läuft in ein Spectakel, zur Gesellschaft, zum Soupe, und legt sich zu Bette: hier habt ihr seine ganze Lebensgeschichte. Alles erwartet ihn zur bestimmten Stunde stets in Bereitschaft: wenn also der Friseur, Tracteur, und Markeur hübsch flink ihre Pflicht thun; wenn der Klepper nicht vernagelt ist, Madame Storace keinen Katharr hat, kein Donnerwetter die Promenade verhunzt, und kein häusliches Erdbeben die Abendgesellschaft zerstört: so mag außerdem in der übrigen Welt vorgehen, was mag und kann, das intressirt so einen Mann nicht.

Wie viele Wiener gibt es, die in ihrem Leben noch nie über das Lusthaus, und die äußere Donaubrücke gekommen sind! und wie noch ungleich mehr, deren Gränzpfähle die Wirthshäuser zu Simering, Nußdorf, Penzing, und Dornbach sind!

Daher die Eingeschränktheit ihrer Ideen. Sie ist aber auch für manches Individuum unvermeidlich: und wohl ihm!

XXIII.

Spielsucht.

Seht da eine von den hohen Leidenschaften, von den Hauptbeschäftigungen der Gecken beyderley Geschlechts!

Vor zwanzig und dreyßig Jahren, da man noch gar nichts besseres zu thun wußte, die von Geschäften übrige Zeit, die kalten und regnerischen Abende zu tödten, setzte sich die ganze schöne Welt von Wien an jene bezau-

berte drey- und viereckigte Tischlein, welche die herumsitzenden auf viele Stunden lang zu unbeweglichen, sprachlosen Automaten machen, deren ganzer Mechanismus darin besteht, einen Haufen bemahlter Papierfleckchen durch einander zu blättern.

Man muß aber auch gestehen, daß selbst der Hof durch sein Beyspiel einiger Maßen reitzte, sich der Leidenschaft des Spiels tief zu überlassen.

Nun schlug sich auch noch läppischer Ehrgeitz zu jener Thorheit. Es gehörte mit zum großen Ton; man suchte, ich weiß nicht was Ausgezeichnetes, Hohes und Glänzendes darin, an öffentlichen Orten ganze Rollen Goldes auf ein As zu setzen, sie zu verspielen, mit seinen Spielschulden zu prahlen, oder wohl gar vor aller Welt sich zu rühmen, daß man sich und sein Haus durch das Spiel ruinirt habe.

Diese elende Raserey zog einen ungeheuern heillosen Schwarm von Abentheurern, Spielern von Profession, Glücksrittern, und Betrügern, vorzüglich aus Italien und Frankreich nach Wien: ihre Güter und Einkünfte bestanden in Karten und Würfeln; sie nährten sich von der Spielsucht des jungen wienerischen Adels. Das Capital manches in Saus und Braus lebenden Hauses bestand in einem Spieltisch, mit einigen hübschen Weibern besetzt.

Daß sich Wien seit der neuen Epoche in diesem Punct wesentlich geändert habe, sieht jedermann auf den ersten Blick. Die Strafgesetze gegen die Glücksspiele werden scharf executirt; die Chevaliers d'industrie sind theils verjagt worden, theils von selbst verschwunden, die Spiel-Bankrote sind eine fast unerhörte Sache.

Der edlere Theil des Publicums fängt an, sich eh-

renvollere und geistigere Unterhaltungen zu wählen. Hauscomödien, Musiken, freundschaftliche Diskurse, verdrängen allmählig das Spiel; und wenn man noch zu Zeiten, oder nebenher eine Karte erscheinen läßt, so geschieht es aus Nachsicht für die Schwachen der Gesellschaft.

Allein, dieß ist bloß das Benehmen des edleren Publicums: dieses macht nun wie bekannt, allenthalben nur den kleinsten Kreis. Ein großer Haufe der Häuser von hohem und mittlerm Stande, opfert seine meisten Abendstunden noch immer den Cour- und Pic-Damen.

Ich rede hier nicht von der Moralität des Spiels; von dessen verderbenden Einfluß auf Gesundheit, Sitten, häuslichen Wohlstand, und Gemüthsruhe: dieß ist das Amt der Aerzte und Prediger.

Was mich betrübt, das ist die Zerstörung, welche das Spiel in dem gesellschaftlichen Lebensgenuß anrichtet. Es ist eine sehr ausgebreitete Klage der Männer, die sich zum Stande der Litteratoren bekennen, oder sonst mit anstrengenden Geistesarbeiten beschäftiget sind: daß ihnen bloß deßwegen viele Häuser unzugänglich und ungenießbar seyen, weil man jeden dort Eintretenden sogleich mit den Karten in der Hand überfällt.

In der That, welches Vergnügen, welche Erhohlung kann es für einen Mann von Geist seyn, den von den Arbeiten des Tags ermüdeten Kopf drey Stunden lang an den Woyta-Tisch zu nageln, oder immer und immer Taroks zu zählen?

Mir sind die Anbether des Spieltisches die wahrhaft seltsamen Menschen *).

*) Lichtwers Fabeln.

Sie sitzen oft bis in die Nacht
Beysammen fest auf einer Stelle,
Und denken nicht an Gott und Hölle.
Da wird kein Tisch gedeckt, kein Mund wird naß gemacht,
Es könnten um sie her die Donnerkeile blitzen,
Zwey Heer' im Kampfe stehn; sollt auch der Himmel schon
Mit Krachen seinen Einfall drohn,
Sie bleiben ungestöret sitzen:
Denn sie sind taub und stumm. — Verzweiflung, Raserey,
Boshafte Freud', und Angst dabey,
Die wechseln stets in den Gesichtern,
Sie scheinen mir, das schwör' ich euch,
An Wuth den Furien, an Ernst den Höllenrichtern,
An Angst den Missethätern gleich.
Allein, was ist ihr Zweck?
Besorgen sie die Wohlfahrt der Gemeinde;
Suchen sie der Weisen Stein;
Wollen sie des Zirkels Viereck finden;
Bereun sie alte Sünden?
Das ist es alles nicht. So sind sie gar verwirrt;
Wenn sie nicht hören, reden, fühlen,
Noch sehn; . . . Was thun sie denn?
Sie spielen.

Lichtwer hat, wie man sieht, nach dem Leben gemahlt. Eine solche Beschäftigung soll ein Spiel, eine Tändeley, eine Ermunterung seyn! Ich sage mich hiermit feyerlich von allem Spiele los.

XXIV.

Lotterie.

Im Jahr 1750 wurde sie in Wien errichtet; und bis zu Ende des Jahrs 1769 sind schon 21000000, sage Ein und zwanzig Millionen] Kaisergulden darein gesetzt worden.

Von dieser Summe hat der Hof 3460000 Fl. gezogen; die Unterhaltung des dazu gehörigen Personale kostete 2080000 Fl. An Gewinnsten wurden herausgezogen 7000000 Fl.

Folglich sind innerhalb 19 Jahren mehr als 8000000 Fl. in die Beutel der Herren Unternehmer und Pachter gefallen.

Nach der vorigen Proportion gerechnet, müssen seit dem Jahr 1769 bis jetzt noch ungefähr 20000000 Fl. darein gesetzt worden seyn; daß also dieser Wucherwirbel innerhalb sechs und dreißig Jahren seine Ein und vierzig Millionen Gulden verschlungen hat: eine Summe, die der Wirbel auf der Donau seit seiner Existenz nicht aufgezehrt hat.

Wenn es erlaubt wäre, bey einem so ernsthaften Gegenstand zu lachen: so müßte man dieses bis zum Uebermaß thun, wenn man alle die Possen und Thorheiten sieht, welche die Lotteristen treiben, um die Kinder des Zufalls, die fünf aus dem Rade kommenden Numern zu errathen. Träume, Karten, Numern auf den Häusern und Fiakern, und eine Menge abergläubischer Albernheiten werden zu Hülfe genommen, um das blinde Glück zu haschen; und die unstätte Göttinn lacht der Thoren.

Die Inhaber der Tabaks-Buden hängen ganze Blätter voll Ziffern vor die Thüre, um die Geldgierigen zu

locken. Man reißt ein paar Numern auf gerathe Wohl herunter; und baut seinen Wohlstand auf dieselben.

Die Zahl der Leute ist unendlich groß, welche ihr ganzes Leben hindurch alle Monathe eine gewisse Summe in die Lotterie setzen. Sie legen auf diese Art jährlich sechs Gulden aus, und gewinnen 45 Kreuzer. Genug! sie haben doch gewonnen.

Das Traurigste bey dem ganzen Glücksspiel ist, daß es Beamte verführt, Eingriffe in die öffentlichen Gelder zu thun; daß es Hausväter dahin bringt, ihre Familien zu Bettlern zu machen; daß es Domestiken reitzt, Hausdiebe zu werden; und die Extracte, Ambo und Terno, welche sie dann daraus ziehen, sind Cassation, Schuldthurm, und Zuchthaus.

XXV.

Titelsucht.

Die feinste und die mächtigste Nation des Alterthums, die Griechen und Römer, kannten nichts von den eiteln Umschreibungen, die sich die heutige feine Welt unter dem Nahmen der Titulatur gibt. Miltiades, Pausanias, und Alcibiades; Scipio, Cicero, und Julius Cäsar, wurden mit Du angeredet. Könige, Feldherren, Archonten und Consule kannten die hochklingenden Prädicate nicht, welche sich heute jeder Kanzelleyschreiber geben läßt.

Indessen hat unser Jahrhundert in diesem Punct einmahl seinen Ton angenommen, und darnach muß man mit dem übrigen Haufen stimmen.

Cultur bringt nothwendig Ungleichheit der Stände mit sich; und aus dieser fließt dann auch der sehr natürliche Hang, seinen Stand und Rang durch ein Prädicat auszuzeichnen.

Dieser Hang hat denn freylich gewaltige Lächerlichkeiten zur Welt gebracht.

In Italien ist jeder Gauch, der eine Zechine in seiner Hand blicken läßt, im Munde des zur Sclaverey gewöhnten Volks, Monsignor, Excellenz. In der Schweiz dekorirt sich jeder Spießbürger und Schurzfellmann mit einem militärischen Ehrentitel: der Kaminfeger ist Lieutenant, der Lohgerber Hauptmann, der Fleischhacker Rittmeister, und der Bürstenbinder Major. In Spanien gibt sich der Mann, welcher einen schwarzen Mantel in seinem Vermögen hat, für einen Cavallero aus.

In Wien hatte die Titelsucht weiland ebenfalls gräuliche Verwüstungen im gesellschaftlichen Umgange angerichtet. Man erinnert sich der drolligen Anecdote aus der Lady Montagu Briefen, daß unter Kaiser Leopold zwey Damen mit ihren Wägen Abends in einer engen Straße auf einander stießen, und bis zwey Uhr Morgens unter freyem Himmel gegenüber stehen blieben, weil es jede gegen ihren Rang und Titel hielt, der andern auszuweichen. . . . Solche Armseligkeiten sind über allen Begriff der heutigen Wiener. Die zu ähnlichen lächerlichen Auftritten verleitende Rangsucht ist heut zu Tage, bis auf wenige Anomalien, ganz verschwunden.

Die höhern Ehrentitel, welche mit einem reellen Rang und Stand verbunden sind, haben ihre gesetzmäßige Stabilität.

Für die geringern Classen ist durch allgemeine stillschweigende Uebereinkunft folgende Tariff angenommen:

Das gemeinste Weib heißt durchweg Frau; die Weiber der geringeren Professionisten begnügen sich auch noch mit dieser Benennung. Auf die Frau folgt Madame, auf Madame Frau von: diese beyden Titel werden unter

Handelsfrauen, den Weibern der niedrigern Kanzelleyleute, der Künstler und wohlhabendern Professionisten, der Hausofficiere in Herrschaftshäusern, gehört. Die Frauen aller in höhern öffentlichen Aemtern stehenden Herren, auch der großen Kaufleute, werden durchweg mit Euer Gnaden beehrt; die Töchter heißen Fräuleins.

Die geringern Bürgermädchen sind noch Jungfern. Kammerjungfern, selbst Putzmacherinnen, ja sogar Stubenmädchen, ꝛc. ꝛc. haben den Bann ihrer Ungnade ipso facto auf diese altväterische Benennung gelegt: sie sind Mamsells.

Die geringsten Bürger ꝛc. sind Herren. Die Bedienten in den Kaufbuden, die Kammerdiener ꝛc. die mittelmäßigen Professionisten, sind Monsieur. Alle Leute zwischen den Professionisten und Baronen, sind Herren von. Dieß ist der ausgebreitetste Titel, mit dem man in Wien allenthalben am besten durchkömmt.

Ohne Zweifel wäre manches gegen die Legitimität dieser Titel einzuwenden; man könnte Satyren dagegen schreiben. Aber sie sind nun einmahl angenommen; und ein bescheidner Mann fügt sich in die Sitte des Landes.

Es ist schon öfters bemerkt worden, daß wir in unserer deutschen Sprache kein Wort haben, welches jene Menschenclasse ausdrückt, die in England Gentlemen heißen. In Wien ist das Prädicat Herr von genau von der nähmlichen Bedeutung, wie das Englische Gentleman.

XXVI.

Tagesordnung der Stadt.

Es ist ein interessanter Anblick, wenn man betrachtet, wie eine Familie von mehr als zweymahl hundert tausend Köpfen, so wie die Stadt Wien eine ist, ohne

Verabredung, ohne Zwang, ohne selbst daran zu denken, eine Art von regelmäßiger Tagesordnung hält, wo jede Stunde ihre Beschäftigung hat, und Tausende von Menschen zu gewissen Zwecken und Absichten vereinigt oder trennt, die sie, dem Ganzen unbeschadet, auch zu andern Zeiten ausführen könnten, aber doch um die einmahl angewohnte Stunde unternehmen, und dadurch die Harmonie des Ganzen unterhalten.

So entsteht jene Abwechslung von Thätigkeit und Ruhe, von Lärm und Stille, welche den Tag über auf den Straßen und Plätzen der Stadt herrschen.

Ich nehme einen gewöhnlichen Wochentag aus der Mitte des Frühlings oder Herbstes zur Zergliederung an.

Zwischen sechs und halb sieben Uhr Morgens trippeln die geringen Dienstmädchen aus den Küchen der Herrschaftshäuser und aus den Zimmern der Bürgerhäuser im nachlässigen Morgenanzug, mit dem klappernden Paternoster in Händen, in die Kirchen. Ihre Liebhaber, die Kutscher, Reitknechte, Leibhussaren, Hausknechte ermangeln nicht, sich ebenfalls dort einzufinden, und auf diese Art der Religion und ihren Herzensbedürfnissen Genüge zu thun. Auf dem Weg nach Hause wird in einem der geringern Kaffehhäuser ein Frühstück genommen, womit gewöhnlich das Mädchen ihren schnurrbärtigen Getreuen regalirt.

Indessen wird es auf dem Hof, der Freyung, dem Wildprettmarkt, dem Fischmarkt, der Seilerstatt, dem Bauernmarkt ziemlich lebhaft. Die Kräuter- Obst- Milch- Eyer- Geflügel-Weiber sind nun daselbst mit ihren Butten angekommen, formiren sich in lange Reihen, und legen ihre Waaren zum Kauf aus. Eben dieß geschieht um die nähmliche Zeit in den Hauptgassen aller Vorstädte.

Ein ganzer Strom von Köchinnen ergießt sich über diese Gegenden, und führt eine ganze Schöpfung von Gemüse, Obst, Butter, Eyern, Hühnern, Enten, Kapaunen, Tauben, Kalekutschen Hähnen, Fasanen, Hasen, Vögeln ꝛc. ꝛc. mit sich weg. . . . Gegen acht Uhr trippeln die Weiber und Töchter der geringern Kanzelleybeamten, Künstler, der Herrschafts-Offiziere, in eine abgetragene Dormeuse und Saloppe gehüllt, mit dem Fächer in der Hand, auf eben diese Plätze, und mäckeln mit einer lächerlichen Mischung von Stolz und Knauserey um die ihnen nöthigen Lebensbedürfnisse. . . . Man hört eine spashafte Abwechslung von Höflichkeiten und Schimpfreden. Die Stimmen der meisten Marktweiber sind wie halb heisch und dabey doch äußerst scharf, sie fallen mit einer stechenden Heftigkeit auf das Trommelfell; ihre Zunge hat eine Volubilität, welche der geübteste Redner nie erlangt. Das größte Gewirre auf diesen Küchen-Magazinen dauert bis gegen zehn Uhr, wo es dann abnimmt.

Bis um neun Uhr sieht man keine Kutschen von Distinction auf den Straßen; nur die Fiaker bringen hier und da eine wohlhabende Bürgerfamilie, oder einen Hausbeamten aus den Vorstädten herein. Dagegen sind die Straßen noch mit Holzwägen, Bierwägen, Fleischwägen, Güterwägen, und andern ökonomischen Fuhrwerken übersäet.

Um halb neun Uhr marschirt eine Armee von ungefähr vierthalbtausend Mann aus: es ist die Armee der Dicasterianten. Die Bataillons derselben sind das Bataillion der Sekretäre, Registranten, Adjuncten, Conzipisten, Protocollisten, Ingrossisten, Kanzellisten, Accessisten ꝛc. ꝛc. . . . Nach diesen folgen drey hundert Wä-

gen, mit Kanzlern, Vicekanzlern, Präsidenten, Vicepräsidenten, Referenten, Archivaren, Räthen, Registratoren ꝛc. ꝛc. beladen. Alles dieses trabt nach der Staatskanzelley, Reichskanzelley, Kriegskanzelley, Oesterreichisch-Böhmischen Kanzelley, Ungarisch-Siebenbürgischen Kanzelley, Niederländischen Kanzelley, auf das Rathhaus, zur Obersten Justizstelle, Münze, Oberst-Rechenkammer, Religions-Commission, Studien-Commission, zur Regierung ꝛc. ꝛc.

Gegen zehn Uhr wird es in den Hauptstraßen äußerst lebhaft. Man fährt zum Frühstück, zu Toilett-Visiten. Die Kaffehhäuser füllen sich an.

Um halb zwölf Uhr bis zwölf Uhr geht und fährt die andächtige schöne Welt zur Kirche. Die höhern Töchter der Freude, deren Garderobe-Zustand glänzend genug ist, um die Helle des Mittags und die Lorgnetten der Lüsternen zu ertragen, kommen um diese Stunde ebenfalls in die Kirche. Es sind der heilige Erzmartyrer Stephan, und der heilige Erzengel Michael, deren Patronanz sie am fleißigsten cultiviren, weil der Weg zu den Tempeln jener Heiligen über den Graben und Kohlmarkt führt, die schon seit langen Zeiten der verjährte Tummelplatz der öffentlichen Galanterie sind.

Indessen pflanzen sich die Stutzer, Pflastertreter, und Müßiggänger klumpenweise auf den Graben, und vor das Milanische Kaffehhaus. Sie erwarten, mit den Guckgläsern in der Hand, das Ite missa est der beyden benachbarten Kirchen, und halten dann Musterung über das zurückkommende andächtige Geschlecht.

Um zwölf Uhr senden die Dicasterien ihre subalternen Arbeiter wieder zurück. Diese machen entweder einen kurzen Besuch bey ihrem Liebchen, oder sie gehen eine

halbe Stunde spazieren: beydes geschieht um sich vor der Mittagstafel eine kleine Bewegung zu geben, und den Appetit zu schärfen.

Zwischen zwölf und Ein Uhr sieht man viele Wägen, mit vier und sechsspännigen Postzügen, gegen die Leopoldstadt hinrasseln. Es sind die Damen von hohem Adel, die mit ihren Freundinnen oder Kindern eine Spazierfahrt in den Prater machen, um die Frühlingsluft zu genießen, und das ewige Sitzen des Tages durch diese Bewegung zu unterbrechen.

Die schöne Welt vom Mittelstande nimmt um diese Zeit ihren Zug nach der Bastey, welche von halb zwölf bis nach Ein Uhr — bey schönem und gelindem Wetter — sehr glänzend ist, und die Wachsamkeit mancher Mütter überlistet.

Der gemeine Mann speist um zwölf Uhr; der mittlere Bürger, und der Beamte, welcher um drey Uhr wieder in der Kanzelley seyn muß, um Ein Uhr; die Leute vom Stande um zwey Uhr; und einige vom höchsten Adel noch später.

Nach Ein Uhr werden die Fußgänger auf den Straßen ganz dünne; es rennen aber noch viele Wägen hin und her, welche die Räthe aus den Kanzelleyen abhohlen, und zur Tafel nach Hause führen.

Um zwey Uhr ist es ganz stille und einsam auf den Straßen. Jedermann sitzt bey Tische, oder schlürft, nach schon vollendetem Essen, eine Schale schwarzen Kaffeh; oder lehnt sich, zur Beförderung der Verdauung, auf das Kanapeh.

Um drey Uhr eilen die Dicasterianten wieder zu ihren Dintenfässern.

Gegen halb fünf Uhr erneuert sich die Lebhaftigkeit

wieder. Menschen, Pferde und Wägen füllen die Straßen an. Die Hälfte eilt zu ihren Arbeiten und Berufsgeschäften, die andere Hälfte zu ihren Vergnügungen. Dieß ist die Zeit der Abend-Promenaden. Man geht, reitet, fährt, auf die Bastey, nach dem Belvedere, in den Augarten, in den Prater, auf das Lusthaus, nach Schönbrunn, Herrnals, Währing ꝛc. ꝛc. Es sind die Entschäftigten; die Damen mit ihren Hausfreunden: der Mann kömmt etwas später nach. Die Liebhaber und Liebhaberinnen der Spektakel, können nach dieser Promenade auch noch das Theater genießen.

Nach sechs Uhr wächst der Lärm in den Hauptstraßen der Stadt am heftigsten. Die Kanzelleyen schließen sich; die Arbeiter aus den Vorstädten legen ihre Werkzeuge nieder; die Oeffnung der Spektakel ist nahe; die Stunde der Abendgesellschaften rückt heran; der größte Theil von Handarbeiten hört um diese Stunde auf; viele Waarenständchen und Buden werden geschlossen.

Das Heer der Kanzelleymänner ergießt sich wieder über die Gassen; die Vorstädter drängen sich hastig gegen die Thore ihrer Weltgegenden; die große Welt fliegt im Galopp, daß die Funken aus den Steinen springen, nach den Komödienhäusern, und in die Gesellschafts-Säle; der Bürgersmann trägt seine Personal-Maschine in das Bierhaus, oder zu seinem Nachbar; jene unzählbaren Weiber, die in allen Gassen alle Arten von Lebensbedürfnissen zum Verkauf aushängen, und herumtragen, tackeln ihre Tagesständchen ab, und helfen mit ihren Butten auf den Rücken das Gewühl vermehren, und die Passagen verstopfen.

Wird ein neues Schauspiel, oder eine neue Oper gegeben: so macht das Getöse der Wagenräder, das Stam-

pfen der Pferde, das Bellen der Kutscher, über den Graben und Kohlmarkt hin, ein ganz höllisches Conzert. Man kömmt nicht ohne Lebensgefahr über den Michaels-Platz, weil sich dort die Wägen von vier Seiten her kreuzen. . . . Auch die Menge der Fußgänger ist in dieser Gegend so groß, daß man keine sehr delicate Lenden und Nasen haben muß, wenn man sich um diese Stunde hierher wagt.

Dieses Gewühl dauert bis gegen sieben Uhr; darauf folgt eine allgemeine Stille. Nur einige Spaziergänger schlendern, wie verloren, in den größeren Gassen umher.

Sobald die Dämmerung einfällt, erscheinen die gutwilligen Mädchen von der ärmern Sorte, die sich nicht anziehend genug putzen können, um in der Mittagsstunde zu erscheinen. Der gewöhnliche Strich dieser Zugvögel geht meist über den Graben, Kohlmarkt, und Hof: ihre Erscheinung dauert spätestens bis zehn Uhr. Diese elenden Geschöpfe, welche von manchem theoretisch strengen Moralisten so schlimm behandelt werden, verdienen im Grunde eben so viel Mitleiden als Verachtung, denn ihre Lebensart ist, bey allem Anschein von Munterkeit, gewiß eine der armseligsten. . . – In Vergleich mit den öffentlichen Mädchen anderer Städte, sind die Wienerischen auch noch nicht so frech und ausgelassen; sie zerren euch nicht beym Arm, laufen euch nicht durch den Koth nach, wie die Mädchen zu Paris; alles was sie thun, um euch zu erhaschen, das ist ein feuriger einladender Blick im Vorbeygehen.

Nach neun Uhr erneuert sich das Getöse. Die Spektakel sind zu Ende; die Gesellschaften gehen auseinander. Dieser Auftritt dauert aber nicht lange; die Wägen eilen nach Hause; und die Fußgänger zerstreuen sich bald.

Um zehn Uhr werden alle Privat-Häuser geschlossen. Man sagt, dieß sey ein Polizey-Gesetz. Für eine so große Stadt, deren Häuser so weitläufig und so sehr mit Menschen angestopft sind, hat diese Anstalt ohne Zweifel eine sehr gute Seite: ohne dieselbe würde sich eine Menge von liederlichem Gesindel, Hausdieben, Beutelschneidern, Stänkern, ꝛc. in die geräumigen Höfe und Gänge der größern Gebäude verkriechen, und es der Polizey unendlich schwerer machen, die in der That erstaunenswürdige Ruhe und Sicherheit zu erhalten, wie sie es wirklich thut. Von der andern Seite aber hat es die Unbequemlichkeit, daß jeder Hausbewohner mit dem Schlag zehn Uhr vor seiner Thüre seyn, oder dem gewöhnlich nicht höflichen Hausmeister die Oeffnung des Hauses mit einem Groschen bezahlen muß.

Von halb zehn Uhr an, patrullirt die Kavallerie in der Stadt und den Vorstädten.

Wenn man das Gewimmel und die Menge Menschen, welche sich des Tages über auf den Straßen herum treibt, gesehen hat: so begreift man kaum, wie es zugeht, daß nach eilf Uhr die Straßen der ganzen Stadt so äußerst still und menschenleer sind. Ihr könnt um eilf Uhr den Durchmesser der ganzen Stadt machen; und es begegnen euch kaum funfzig Personen, die noch aus einigen Wirthshäusern und Kaffehhäusern herausschleichen. . . Meines Bedünkens entsteht dieß vorzüglich aus zwey Ursachen: die Menge der Vorstädter, welche sich des Tags über in der Stadt beschäftiget, hat sich zu Anfang der Nacht in ihre Quartiere außer der Stadt zurück gezogen; und die Sperrung aller Häuser, um zehn Uhr, treibt viele Leute vor jener Sperrstunde nach Hause, um das Capital des Thorgroschens zu ersparen.

Zwischen zwölf und halb ein Uhr fahren noch einige Wägen aus den großen Pallästen vom Soupee nach Hause. Der geringe Bürger, welcher schon schläft, wird durch das Rollen dieser Carossen aus seinem Schlaf geweckt; und seine züchtige Ehehälfte ist darüber nicht böse. Mancher junge Wiener hat seine Existenz dem nächtlichen Donnergerassel der Kutschen zu verdanken.

Um zwey Uhr Nachts erlöschen die Laternen in der Stadt. . . . Und vier Stunden nachher fängt sich der nähmliche Zirkel von Lärm und Stille, von Gewimmel und Ruhe, von Arbeit und Vergnügungen wieder an; und er wird dauern, so lange Wien die Hauptstadt eines so großen, reichen und mächtigen Staates, so lange sie der Sitz eines so großen Fürsten, eines so zahlreichen Adels, und der Wohnpunct einer solchen Volksmenge ist.

Im hohen Sommer und hohem Winter herrscht einige kleine Abänderung. Der Sommer leert die Palläste aus; ihre Bewohner ziehen nach Böhmen, Mähren, Ungarn, und auf das platte Land von Oesterreich. Der Winter sammelt die Zerstreuten wieder, stiftet Bekanntschaften, Liebschaften, Ehen und Freundschaften: er ist die Seele der Städte, und gibt ihnen neues Leben.

XXVII.

Sonntage und Feyertage.

Die große Welt kennt den Unterschied der Feyertage und Arbeitstage nicht mehr. Die Müßigen dieser Classe machen sich alle Tage ihres Lebens zu Feyertagen, das heißt, zu Tagen der Ruhe, der Erhohlung, des Vergnügens. Die arbeitsamen Großen sitzen auch an diesen Tagen an ihren Schreibtischen, und besorgen die Geschäfte

des Staats. So erfordert es die Structur der politischen Maschinerie.

Ganz anders verhält es sich mit dem großen Haufen des gemeinen Volks. Man muß der Religion dafür danken, daß sie bestimmte Ruhetage eingeführt hat, an denen der Landmann, der Handwerker und Taglöhner, ohne Gefahr, eine tödtende Sünde zu begehen, keine knechtliche Arbeit verrichten darf. Es gibt Geizhälse, Verschwender, kleine Tyrannen, die ohne dieses Geboth ihre Sclaven ein ganzes platonisches Jahr lang nicht aus dem Joche spannen würden. Jeder Sonntag und Feyertag ist für die mittlere und kleine Welt von Wien, ein beliebter, willkommener Tag. Der Morgen gehört der Kirche: das Gedräng in diese geheiligten Stätten ist gewaltig, und widerlegt jene calumniösen Schreyer, die beständig über den Verfall der Andacht klagen.

Wenn der Kaiser in Wien ist, gibt er, mit seinem Neffen, das persönliche Muster der öffentlichen Andacht.

Der hohe Adel besucht die Hofkirche, italienische Kirche, die Kirchen zum heil. Stephan und heil. Michael. Die schöne Welt hegt eine entschiedene, ungetheilte Verehrung für den heil. Michael. Zwischen halb eilf und zwölf Uhr sieht man die prächtigsten Equipagen, stolzesten Pferde, reichstgekleideten Läufer, Jäger, Husaren, Heidukken, vor der Kirchenthüre des Erzengels halten, und den lebendigen Schmuck der Palläste dahin bringen. Darum belagert auch um diese Zeit stäts ein Haufe von Neugierigen die Zugänge dieses Tempels.

Außer einem Spaziergange, auf dem Graben und der Bastey, wird Vormittag nichts zum Vergnügen gethan.

Nach Mittag: ah! das ist der erwartete Punct. Dann

muß man Wien nicht inner seinen Wällen, man muß es im Prater, im Augarten, Belvedere, und auf den benachbarten Ortschaften suchen. Der Prater und Augarten sind der gewöhnlichste bevölkerteste Tummelplatz, weil man dahin auch zu Fuß gelangen kann. Wer's vermag, der fährt auf das Lusthaus, nach Schönbrunn, Dornbach, Nußdorf, Währing, an die äußere Donaubrücke. Noch andere, die den Tag recht ländlich, und ferne vom Gewühl der alles überschwemmenden Städter genießen wollen, traben schon Morgens um sieben Uhr nach Korneuburg, Burkersdorf, Laxenburg, in den Briel 2c. und fahren in der Abenddämmerung wieder zurück.

Einige Sonderlinge affectiren, gerade am Sonntage die öffentlichen Plätze zu fliehen. Weil aber an diesem Tage daselbst die größte Menge froher Leute beysammen ist, und weil ein großer Kreis vergnügter Menschen in den Augen des Weisen und Menschenfreundes das schönste aller schönen Schauspiele macht: so verschmähet der echte Philosoph einen solchen Auftritt nicht.

XXVIII.

Der 12te September.

Welch ein Tag im Jahr 1683! . . . Es war auch ein Sonntag: der merkwürdigste, glücklichste Sonntag in den Annalen Wiens.

Sobald die Morgenröthe die Spitzen des Kahlenbergs beleuchtete, sah man das verbundene Heer der Christen in Bewegung. Es rückte den Berg herunter; die Türken wurden rein geschlagen, und Wien auf immer von den Anfällen derselben gesichert.

Ich sah im Jahr 1783 die letzte Feyerlichkeit zum

Andenken jenes gefahrvollen Tages. Man hat sie mit dem hundertesten Jahre geschlossen. In der That sind auch die Hasenfüße zu Stamboul des Pulvers nicht mehr werth, das man zu ihrem Andenken verschöße.

XXIX.

Der Neujahrstag.

Der einzig übrig gebliebene Galla-Tag! — Unter Kaiser Franz und Maria Theresia waren derselben noch viele, und unter Carl VI. und Leopold zu viele.

Ich meines Theils bin des festen Glaubens, daß der Monarch eines großen, mächtigen, reichen Landes, einigen Glanz an seinem Hof unterhalten soll. Er gibt dadurch seinem Volk eine gewisse Wärme ins Herz, sich selbst, und das Vaterland für wichtig, vermögend und ehrwürdig zu halten. Im Augenblick der glänzenden Feyerlichkeit denkt der gemeine Mann nicht daran, daß er alles dieses bezahlen hilft; er freut sich vielmehr, daß sein Landsherr sich so prächtig zeigen könne; sieht sich selbst für einen Bestandtheil dieses schimmernden Spectakels an; und sagt jedem, den Glanz des Hofes bewundernden Fremden, mit seiner Miene: Nicht wahr! unser Fürst ist ein großer, ein mächtiger Herr?

Zur jährlichen Erneuerung eines solchen Auftrittes, ist hier der erste Januar bestimmt. Die Leibwachen, die Chefs der obersten Hofämter, ziehen zwischen zehn und zwölf Uhr Morgens in ihrer Putzrüstung nach Hofe; und der männliche und weibliche hohe Adel folgt ihnen in seinem größten Schmuck.

Die deutsche Garde als die älteste, hat den ersten Rang; sie ist reich gekleidet, und besteht aus alten ver-

dienten Männern, die ihr ein sehr ehrwürdiges Ansehen geben.

Die zweyte ist die ungarische Nobelgarde. Es mag Leibwachen in Europa geben, die reicher gekleidet sind, das ist möglich; aber ein Corps, dessen Ganzes so schön, so passend, so niedlich, und zugleich so kriegerisch aussieht, gibt es nirgend. Mann, Pferd, und Rüstung sind wie eigens für einander geschaffen, so ausgewählt zierlich: wie denn überhaupt zu Pferde kein Anzug so leicht, flink, artig, männlich und martialisch läßt, wie die ungarische Militär-Tracht. Die Jünglinge sind aus edlen Geschlechtern, und von auserlesenstem Wuchs: sie reiten ungarische Schimmel, auf grünen, mit Silber geränderten Schabraken mit den Anfangsbuchstaben ihres Königs; ihre Uniform ist roth mit Silber; ihre Waffen, ein großer ungarischer krummer Säbel; über die Schultern hängt eine Tigerhaut; den Kopf schmückt eine rauhe hohe Pelzmütze, und diese ein stolzer weißer Federbusch. . . Ihr Commandant ist der Fürst Niklas Esterhazy, einer der prächtigsten Vasallen von ganz Europa. Sein Familienschmuck, der an diesem Tage an seiner Rüstung schimmert, hat den Werth von mehr als einer halben Million.

Die vor einigen Jahren neu errichtete adeliche Galizische, oder die in der gewöhnlichen Sprache so genannte pohlnische Leibgarde, besteht aus der Blüthe des galizischen Adels. Sie ist gewisser Maßen noch reicher gekleidet, als die ungarische: die Pferde sind braun; die Uniform ist in pohlnischer National-Tracht, dunkelblau, roth ausgeschlagen, und mit Gold besetzt; die Schultern sind ebenfalls mit Tigerhäuten behangen; den Kopf deckt eine sehr niedliche, weiße, mit Pelz ausgeschlagene Mü-

ze. Der Haarputz ist nicht der gewöhnliche pohlnische rasirte Kopf, sondern lange Haare ohne Seitenlocken, und hinten in einem Schignon unter die Mütze hinauf geschlagen. Ihre Rüstung besteht nebst dem großen pohlnischen Säbel, in einer langen Lanze, an der eine tafftne schwarz und gelbe Wimpel flattert. Es sind lauter junge feurige Helden, die sich durch ein noch jugendliches frisches Ansehen, und ihre National-Physiognomie von den Ungarn merklich unterscheiden. . . . . Ihr Chef ist der Fürst Adam Czatorisky, einer der vornehmsten und reichsten pohlnischen Magnaten, und ein in Wien allgemein geschätzter Herr.

Nach den Garden ziehen der Oberst-Stallmeister, und der Oberst-Jägermeister zu Pferde, mit einer langen Reihe von Leuten ihres Departements, langsam in die Burg.

Darauf folgt der hohe Adel, und die auswärtigen Minister. Wenn man die prächtigen Wägen, Pferde, Pferdegeschirre und Livreen von Wien sehen will, so muß man sich an diesem Tag auf den Burgplatz stellen. Es sind sehr kostbare und glänzende darunter, doch nicht mehr so viele und so theure, wie man in den vorigen Zeiten sah.

In einem Zirkel ist jeder Grad der erste; auf dem Globus jeder Meridian der erste; und in einem Jahr jeder Tag der erste. Man ist überein gekommen, den Meridian von Ferro für den ersten anzunehmen; und damit bin ich zufrieden. Man hat sich allgemein dahin verstanden, den ersten Januar zum ersten Tag des Jahrs anzunehmen; und damit bin ich höchst unzufrieden. . . . Der Neujahrstag ist ein feyerlicher Tag, an dem wir uns freuen, wieder einen Ring an die Kette unserer Lebensjahre zu knüpfen; er ist der Geburtstag der Natur.

Und diesen haben wir auf den ersten Januar verlegt, wo die ganze Natur todt, die Erde unter Schnee und Eis vergraben, jede Pflanze erstorben ist, und die Thiere vor Hunger heulen!

Einen unschicklichern, traurigern Tag hätte man in der That nicht wählen können; es ist eben so viel, als wenn man eine Lappländische Steppe zur Eintritts-Partie eines reitzvollen Parks machen wollte.

Hätte ich irgend einen Beruf, ein Kalender-Verbesserer zu werden, wie es Julius Cäsar und Pabst Gregor wurden: so würde ich den Neujahrstag auf den ersten May verlegen.

Dieß wäre der wahre Zeitpunct für ein solches Fest. Die verjüngte Natur erwacht aus ihrem langen Schlummer; die Erde schmückt sich mit dem neuen Grün; der Geist der Liebe und Lust athmet über alle lebendige Geschöpfe; und Millionen fühlender Wesen entstehen aus dem öden Nichts.

Der erste May sey also der Tag des Neuen Jahrs; der Gallatag des Hofes, der Stadt, und der Natur!

XXX.

Aeneas Sylvius, Shakspeare, Lady Montague, und Keyßler.

Sollten sich es wohl diese vier, im Grunde so abstechend verschiedene Leute je eingebildet haben, daß sie noch viele Jahre nach ihrem Tode in Gesellschaft mit einander würden als Zeugen angeführet werden, um zu beweisen, daß die Herrn und Damen von Wien lockere Leute sind; Schmauß, Wein, und Galanterie lieben, mitunter auch ein wenig faul und hartherzig sich zeigen?

Dieses seltsame Todtengericht hat Herr Nicolai ver-

anstaltet. Er führt eine Stelle aus einem Brief des bekannten Aeneas Sylvius an, sechs Verse aus Shakspeare's Measure for Measure, einige Züge aus den witzigen Briefen der oben genannten Lady, und endlich den Handwerks-Waidspruch des Quartanten Keyßler; in denen allen klar und deutlich dargethan wird, wie lustig und liederlich es schon im alten Wien hergegangen sey; „und worin man nach dreyhundert Jahren in vielen Puncten den jetzigen Zustand wieder erkennt," setzt Herr Nicolai hinzu.

Indessen würde man sich irren, wenn man diese Behauptungen des Herrn Nicolai so ganz genau und ernsthaft nehmen wollte. Sie sind zum Theil nichts mehr als die Anwendung jener bekannten Stelle:

Du vin d'Aï la mousse petillante,
Et du Tokai la liqueur jaunissante
En chatouillant les fibres des cerveaux
Y porte un feu qui s'exhale en bons mots.
Aussi brillant que la liqueur légére
Qui monte et saute, et mousse aux bords du verre.
. . . .

Herr Nicolai hat, wie man weiß, seinen Scherz dabey, die Wiener bey allen Gelegenheiten zu necken und aufzuziehen; er ließ sich in Wien den Ratzersdorfer und Tokayer trefflich schmecken, und von ihrem Geiste befeuert fiel ihm aus seinem großen Vorrathe von Belesenheit manche Schnacke über die wienerische Lebensart ein, die er uns dann in seinem funften Bande getreulich zu lesen gab.

Aeneas Sylvius sagt also in einem seiner Briefe: „Die Studenten sind der Wollust, dem Essen und Trin-

ken ergeben; die freye Lebensart der Weiber wendet ihren Geist von ernsthaften Dingen ab. — Der gemeine Mann ist dem Schmausen sehr ergeben. — Die Anzahl übelberüchtigter Schönen ist sehr groß. Selten ist eine mit Einem Mann zufrieden. Der Adel, wenn er die Bürger besucht, unterhält sich insgemein mit ihren Weibern. Die meisten Töchter wählen sich Männer ohne Wissen ihrer Aeltern. Die Witwen schreiten auch währender Trauer zur neuen Ehe. Abgelebte Kaufleute nehmen oft junge Mädchen zur Ehe, verlassen sie bald im Witwenstande, und diese suchen sich dann unter den Hausbedienten einen jungen Mann aus, den sie schon bey Lebzeiten ihres Mannes ihres Vertrauens gewürdiget. — Es gibt Weiber, welche durch Gift die Ehefrauen von ihren Männern befreyen, wenn sie derselben satt sind ꝛc. ꝛc."

Kurz, die ganze Predigt des streng richtenden Mannes dreht sich um die Theorie der Hahnreyschaft, ergießt sich gegen die Freuden der Liebe der wienerischen Männer und Weiber. Nach diesem Keuschheitseifer, und nach dem Gewicht, welches Herr Nicolai jenen Worten beylegt, könnte man billig vermuthen und fordern, daß Aeneas ein höchst enthaltsamer züchtiger Mann gewesen, daß er Hurerey wie die Hölle geflohen hätte.

Allein, tröstet euch, ihr Herrn und Frauen von Wien, über die Verunglimpfung eurer Großväter und Großmütter; ich will euch den Herrn Aeneas von dieser Seite ein bischen besser kennen lehren als Herr Nicolai.

Aeneas war ein so leidenschaftlicher Liebhaber von gutwilligen Mädchen, als je einer: er hatte selbst Bastarde. Unter andern lebte er auf einer seiner Missionen in Straßburg mit einer Engländerinn so keusch, daß sie ihn mit einem wackern Knaben beschenkte; und der strenge

Sittenrichter zu Wien, machte in Straßburg, laut eines Briefes *) an seinen Vater, sogar den Schalksnarren über die Geburt seines Bastarden. Ein solches Geschöpf ist verächtlich, und sein Zeugniß gilt nichts, oder wohl gar das Gegentheil von dem, was er glauben machen will.

Zur Bestätigung des zu allen Zeiten in Wien herrschenden Sittenverderbnisses nützt Herr Nicolai auch den Umstand, daß 150 Jahre nach Aeneas Sylvius der Dichter Shakspeare bey einer Geschichte, „worin Hartherzigkeit, Wollust, und Blutdurst eines mächtigen Mannes den Knoten schürzen," die Scene gerade nach Wien verlegt. **) Er nimmt die Stelle des Theaterdichters als einen vollgültigen historischen Beweis.

Gotthold Ephraim Lessing, der Berlin besser kannte, als Shakspeare Wien, findet für gut, in seiner Mina von Barnhelm, einen aus Frankreich verjagten Spitzbuben, der schon halb Europa durchlaufen ist, und vom falschen Spiel lebt, den in der Theaterwelt so bekannten Riccaut de la Marliniere, gerade nach Berlin zu verlegen. Dieser Herr Riccaut sagt hier mit eben so warmer Ueberzeugung — als dort der Shakspearische Herzog — zu Mina: „Ik speisen à l'ordinaire bey die Minister von der Kriegsdepartement; „Son Excellence est de mes amis,

---

*) Er ist in den älteren Ausgaben gewöhnlich der funfzehnte des ersten Buchs.

**) — My business in this state
Made me a looker on here in *Vienna*
Where I have seen corruption boil and bubble
Till it o'er-run the stew etc.

il n'y a point de mystéres entre nous. — Je suis des Bons — je sais monter un coup — je file la carte avec une adresse — je fais sauter la coupe avec une dexterité — c'est corriger la fortune, l'enchainer sous ses doigts, être sûr de son fait etc.

Wenn man Shakspeare's Stelle für historische Authentizität annehmen will, so ist es Lessings seine noch ungleich mehr, und ein gar feines Argument ad hominem. Indessen würde ich doch über denjenigen lächeln, der mir aus dieser Stelle Lessings beweisen wollte, daß im Jahre 1763 die preußischen Capitäns Abentheurer, Windbeutel, und falsche Spieler gewesen seyen.

Lady Montague war ein feines witziges Ding, das wissen wir; diesem unbeschadet aber auch mit einem hübschen Vorrath von Eitelkeit und Naseweisheit ausgesteuert. Was sie in einem kaustischen Tone von der Galanterie der damahligen Wienerinnen sagt, ist weiter nichts, als eine Art von Zizisbeat, das noch heute in einem Theil von Italien gänge ist, und wovon man uns schon seit lange die Ohren so voll geplaudert hat, daß die vernünftigern Reisenden es längst satt haben, dieser unbedeutenden Sache weiter zu erwähnen.

Dieses Weib, das dem Grafen, der ihr auf der Treppe eine Liebeserklärung machte, so ernsthaft sagte: My heart does not engage very easily, and I have no design of parting with it, *) schmolz ganz willig an dem Feuer des portugiesischen Grafen Tarouca, der, wie sie selbst gesteht: „begins with the Spirit, and ends ge-

*) Mein Herz verpfändet sich nicht leicht, und ich bin nicht Willens, es hindan zu geben.

nerally with the Flesh, when he makes his addresses to to holy Virgins *). Sie hatte manches Tête-à-Tête mit diesem sehr fleischlichen Liebhaber. Was dabey geschah? lassen wir sie selbst sprechen: I am not so far gone as to stand in need of absolution; tho' as the human heart is deceitful, and the Count very agreeable, you may think that, even tho' I should not want an absolution, I would nevertheless be glad to have an indulgence **)...

Dieses Weib kann den vermeintlich witzigen Einfall nicht verschweigen: „Sie möchte vom Prinz Eugen so wenig zu Wien reden, als vom Herkules am Hofe der Omphale." Diese abgeschmackte kleinliche Witzeley schrieb sie am 27. Januar 1717, und am 16. August dieses nähmlichen Jahrs schlug der von der schnippischen Lady so schief mit dem Spinnrocken begabte Eugen die Türken bey Belgrad so allgewaltig und wahrhaft herkulisch, daß sie sich seitdem nie mehr ganz von diesem Schlag erhohlten; und gerade dieser entnervte omphalische Held war der Mann, der an diesem Tag den ersten Grund zu dem heutigen Verfall der Osmanen legte... Und was soll

---

*) Der mit dem Geist anfängt, und mit dem Fleisch endet, wenn er mit den züchtig thuenden Mädchen liebelt.

**) Ich bin zwar nicht so weit vorgeschritten, daß ich schon eine Absolution nöthig hätte; weil aber unser Herz betrüglich, und der Graf ein allerliebster Mann ist, so können Sie wohl denken, daß ich, ohne eben eine Absolution nöthig zu haben, doch sehr froh seyn würde, einen Ablaß für die Zukunft zu erhalten. Brief an den Abee. —

denn auch am Ende dieser Einfall heißen? in der gewöhnlichen Sprache doch wohl nicht mehr, als dieses, daß der den Sommer über auf dem Schlachtfeld ermüdete Eugen während dem Winter in der Hauptstadt in den Armen der Musen und Grazien ausruhte, und sich Kräfte und Muth zu neuen Siegen sammelte. . . Ich begreife nicht, wie ein so einsichtsvoller Mann als Herr Nicolai, dem superklugen Weib diese armselige Witzeley nachschreiben mochte.

Endlich kömmt auch das von Keyßler angeführte sogenannte Quodlibet von Wien, das für die Zeit seiner Entstehung ein ganz erträglicher Gassenhauer ist, der in einer Zechstube von Handwerksburschen sich allenfalls anführen läßt, aber in einer Reisebeschreibung für Leute von Welt und Kenntnissen nur als ein ganz erbärmlicher Lappen erscheinet.

Den Memoires d'un Voyageur curieux, und der Küchelbeckerischen Beschreibung könnte man, wenn es auf Parallelstriche zur Aerger-Chronik zweyer Städte ankäme, die Charakteristik von Berlin, und die Briefe über die Galanterien von Berlin, entgegen setzen. Laßt uns auch den Doctor Zimmermann hören, was er nicht vor 300 Jahren, sondern vor wenigen Monathen über die Lebensart von Berlin schrieb: „die aufgeklärten Männer sträubten sich gegen allen Geisteszwang. Unter den Augen ihrer Gattinnen ließen sie am hellen Morgen ein paar Freudenmädchen ins Haus hohlen, eben so unbefangen, wie sich der Pöbel für einen Groschen Schnupftabak hohlt. Die aufgeklärten Weiber sträubten sich gegen allen Zwang ihrer Herzen. Viele übrigens sehr ehrbare und sehr gutherzige Damen machten ihre Männer zu Hahnreyen, weil sie Deistinnen waren. Ehescheidung und

Weibertausch wurden so gewöhnlich in Berlin, wie in den verdorbensten Zeiten des alten Roms. Die aufgeklärtesten Weltleute erlaubten sich zuweilen nackte Tänze. Kostbare, unerhörte, und vielleicht anderswo beneidete Anstalten zum Unzuchttreiben, errichtete man für alte, fette, und wohlgenährte Damen. . . In Potsdam haben sich in den letzten zehn Jahren dreyhundert Menschen selbst ermordet." Ich glaube, der Herr Doctor übertreibt die Sache etwas, und eben dieses hätte Herr Nicolai bey dem Voyageur Curieux und Küchelbecker ebenfalls kecklich glauben dürfen, ohne dem historischen Kriterio zu schaden.

Das kurze aber eigentliche Resultat aller ähnlichen Untersuchungen ist, daß die Wiener vor hundert und mehr Jahren, mit den feineren Vergnügungen des Geistes noch unbekannt, die Vortheile ihres fruchtbaren, zum Wohlleben einladenden Vaterlandes genossen. Ein Benehmen, welches in gleichen Zeiten, und bey gleichen Umständen jedes Volk gezeigt hat, und noch zeigt. Und fordern, daß dieß in solchen Umständen nicht geschehen soll, ist die Sache eines Pedanten, der Zeiten und Menschen nicht kennt, oder nicht kennen will. Und einen Haufen abgerissener Stellen aus einigen zu bloßer Unterhaltung geschriebenen Büchern zusammen tragen, und ihnen einen buchstäblichen Ernst beylegen, ist der Commentar zu einem andern Text des beliebten Shakspeare:

Much Ado about Nothing! — *)

---

*) Viel Lärmen um Nichts.

XXXI.

Der Hof.

Der Wiener Kaiserhof hat besonders unter der jetzigen Regierung eine ganz eigene Gestalt. . . Wenn man den Maßstab von den Höfen zu Versailles, Petersburg, Madrid ꝛc. nehmen wollte, um ihn nach denselben zu beurtheilen: so würde man vergebens suchen, gewisse Aehnlichkeiten zwischen ihnen zu entdecken.

Wer ist in Europa, der nicht von einer gewissen Gattung Geschöpfe gehört hat, die um die Häuser der Könige schwärmen, Ränke knüpfen, Gift im Busen und Honig auf den Lippen tragen; die mit beugsamen Rückgelenken und geläufiger Zunge jedem zuvorkommen, seine Geheimnisse ausforschen, ihn heute umarmen, und morgen in den Abgrund stürzen; die auf jede Frage eine Antwort fertig haben; alles wissen; den Thron umlagern; die schwache Seite des Fürsten ausspähen; ihn am Gängelbande führen, während sie ihn von Selbstherrschung träumen lassen; die ewigen Maskenhändler, welche die Göttinn Wahrheit stündlich mit falschen Farben bepinseln, und sie so bepinselt, mit Spott und Hohn aus den Cabinetten verscheuchen; deren Nahrung Cabale ist; die der Stimme des Elendes und der Unschuld den ehrenen Schild ihres verstumpften Gefühls entgegen halten, und ihr den Weg zum Thron abschneiden? . . . Kurz, wer kennt die Pest der Höfe, die Hofschranzen nicht, welche die Triebräder und Lebensgeister so mancher europäischer Höfe ausmachen!

Geht nach Wien, und fragt nach dieser Menschengattung: man wird euch nicht verstehen. Weder der Monarch, noch die an der Verwaltung des Staats mitarbei-

tenden Großen leiden ähnliche Geschöpfe um sich. Ueberhaupt gibt es am hiesigen Hofe keine Bedienungen und Titel, die den damit Versehenen Gelegenheit und Muße verschaffen, den Höfling in gewöhnlichem Verstande zu spielen.

Es ist ein Schauspiel von einer besondern Art, wenn man die Geschichte einiger europäischer Höfe genauer ansieht, wie Günstlinge, Weiber und Priester darein wirken; wie Minister steigen und fallen; Feldherrn erschaffen und vernichtet werden; wie der Fürst mitten unter seinem Volk in einem so dichten Hofnebel lebt, sein Volk so wenig kennt, und von demselben so wenig gekannt ist, als ob er drey tausend Meilen weit von demselben entfernt lebte.

Der Hof in Wien ist auf den einfachsten Ton gestimmt. Der Kaiser ist die Seele von allen seinen Stellen; er will selbst allenthalben und alles sehen und hören; und ist beynahe täglich von jedermann, wessen Ranges und Standes er immer seyn mag, zu sprechen.

Gählinger Ministerwechsel, Hinterschleichungen der höchsten Gewalt, Protectionen ohne Grund und Verdienste, politische Eifersüchteleyen, verwickelte Intriguen, und all dergleichen kleinliche Maschinerien, sind am Hofe zu Wien Dinge, die man theils nicht kennt, theils verachtet.

Dieser einfache offene Gang der Sachen, ist freylich gewissen Leuten nicht am angenehmsten; weil es nicht jedermanns Bequemlichkeit ist, gerade zu handeln, und behandelt zu werden. . . . Auch jene müssigen Gaffer, die sich bloß davon nähren, die Aerger-Chronik der Höfe auszuspähen, Anekdoten herum zu tragen, um das klei-

ne Hofgesinde herum zu schmarozen, sind nicht damit zufrieden. Aber wer bekümmert sich darum!

Der Charakter der deutschen Nation war von jeher etwas ernster. Es ist gut, daß der Hof in diesem Punct eine Art von Würde erhält, die auch auf die Denkart des Publicums Einfluß hat.

XXXII.

Die Burg.

Ich sage nichts von dem Mechanischen dieses Gebäudes: man weiß, daß es von außen kein großes Ansehen hat.

Es war eine Zeit, wo ein Kaiser und eine Kaiserinn *), und sechzehn Prinzen und Prinzessinnen in dieser Burg wohnten. Nun stelle man sich alle zu deren Bedienung gehörigen Leute, alle die Obersthofmeister und Obersthofmeisterinnen, und Kammerherrn und Hofdamen, und Kammerdiener und Kammerdienerinnen ꝛc. ꝛc. ꝛc. kurz, die ganze Armee dieser Burgleute vor, und man begreift dann die Lebhaftigkeit, welche sich damahls in der kaiserlichen Burg finden mußte.

Leute, welche sich noch als Augenzeugen jener Epoche erinnern, versichern, daß ein Perpetuum Mobile darin herrschte; daß es einem menschlichen Ameisenhaufen ähnlich war.

Man urtheile nur aus ein paar Rubriken: Es wurden jährlich bey Hofe zwölf tausend Klafter Holz verbrannt; — die Hofställe waren mit 2200 Pferden besetzt.

Gegen jene Zeiten betrachtet, ist heut zu Tage die Burg öde. Die Kirchenstunden an Sonntagen ausgenommen, sieht man die übrigen Wochentage im Mittelgebäude außer den Gardisten der drey Nationen keine Seele

---

*) Franz und Theresia.

an den Fenstern. Der Kaiser ist beynahe die Hälfte des Jahres immer auf Reisen, und bey seinem Aufenthalt in Wien mehr zu Laxenburg und im Augarten, als in seiner Burg.

Seitdem der Erzherzog Franz und seine Frau Gemahlinn einen Theil der Burg bewohnen, wird sie wieder etwas belebter. Möchte sie einst wieder ganz zu ihrer ehemahligen Bevölkerung gelangen! Welch ein herzerhebender Anblick für die guten Wiener müßte es seyn, sich wieder im Gesichtskreise eines mit sechzehn Sprossen beglückten Kaiserpaares zu sehn! . . . . Ein Monarch ohne sein zweytes Selbst macht immer eine etwas düstre Figur in seinem Königshaus.

Die Burg zu Wien hat schon wunderbare und höchst abstechende Auftritte erlebt. Im Jahre 1463 belagerten die Spießbürger von Wien Friedrich den III. in dieser Burg, und hungerten ihn so sehr aus, daß er ohne ein Paar Hühner, mit denen sich ein mitleidiger Student heimlich hinein schlich, vielleicht verloren gewesen wäre. Im Jahre 1619 tröstete den von den rebellischen Böhmen und seinen übrigen Unterthanen geängstigten Ferdinand den II. ein Kruzifix mit folgenden lateinischen Worten: Ferdinande non te deseram . . . Im Jahr 1782 wohnte Pabst Pius Braschi anderthalb Monathe lang darin, und hatte das nähmliche Kruzifix in seinem Cabinett. . . . Im Jahr 1706 brach ein Gespenst durch einen Sturz aus der Burg, ein Schenkelbein. . . .

Nehmt diese Thatsachen, haltet sie gegen einander, vergleicht die Zeitpuncte derselben mit unsern heutigen Tagen; und wenn ihr dabey keinen Stoff zur Verwunderung, zum Nachdenken findet; so leset nicht weiter in diesem Schriftchen fort.

Eine der interessantesten Stellen in der Burg, ist der so genannte Kontrolor=Gang. Wer immer dem Monarchen persönlich sein Anliegen vortragen, eine Gnade erflehen, seine Gerechtigkeit anrufen, um Schutz gegen Machtsprüche von Unterbeamten bitten, heilsame Vorschläge zu öffentlichen Anstalten thun will ꝛc. ꝛc. der kömmt in diesen Gang. Man sieht ihn, wenn der Kaiser in Wien ist, den ganzen Tag über mit allen Gattungen von Menschen angefüllt. Projectanten, reduzirte Beamte, Witwen, Waisen, Exmönche und Exnonnen, Offiziers, Fabrikanten, Bauern ꝛc. betreten ihn: die meisten tragen eine Supplike in der Hand; die übrigen thun ihre Geschäfte mündlich ab. Alles ist in Erwartung: es öffnet sich eine Thüre; der Kaiser kömmt heraus; der Hause umringt ihn; man überreicht die Bittschrift: bittet um die allerhöchste Signatur, und geht ab. Wer einen kurzen mündlichen Vortrag hat, erklärt sich auf der Stelle im Gange selbst. Wessen Geschäfte eine längere Unterredung fordern, erhält die Freyheit, in ein nahes Cabinett zu treten, und dort sein Herz auszuschütten.

Dieser Auftritt erneuert sich des Tages vier bis fünf Mahl. Es begreift sich von selbst, daß nicht jedermann und zu allen Zeiten vollkommen befriedigt den ControlorGang verlassen könne; denn welcher Monarch kann alle Wünsche seiner Unterthanen befriedigen, allen ihren Beschwerden augenblicklich abhelfen, alle an ihn gethane Forderungen erfüllen?

Indessen ist es schon ein großer Trost, sicher zu seyn, daß man auch im dürftigsten Anzug, auch mit dem unangenehmsten Vortrag, den Monarchen von Angesicht zu Angesicht sprechen könne.

Wie viele Königspalläste sind in Europa, deren Zu=

gang dem letzten Taglöhner so wie dem ersten Edelmann gleich offen ist?

XXXIII.

Der Kammerherrn-Schlüssel.

Der K. K. Kammerschlüssel war schon seit lange ein Gegenstand der Ambition aller adelichen Häuser, die sich unter die ältern und ansehnlichern zählen durften; und er wird es in die Zukunft noch mehr werden.

Er wurde noch unter den vorigen Regierungen in unzähliger Menge ausgetheilt. Beynahe in ganz Europa, und besonders in ganz Deutschland fand man Cavaliers, die den vergoldeten Schlüssel mit dem Doppel-Adler an der Ecke der rechten Rocktasche trugen, und den Ehrentitel eines kaiserlichen Kammerherrn führten, ob sie schon weder Kaiser noch Kammer jemahls gesehen hatten.

Diese Etikette wird von nun an allmählig aufhören. Der Kaiser theilt keine neuen Kammerschlüssel mehr aus, und läßt die schon ausgetheilten mit dem Tode ihrer Besitzer eingehen. Er hat sechs und dreyßig wirkliche Kammerherrn gewählt, welche nun allein den eigentlichen Dienst verrichten. Dieser dauert 8 Tage; und trifft jeden zwey Mahl des Jahres.

XXXIV.

Polizey.

Vor hundert Jahren war dieses Departement noch kaum dem Nahmen nach bekannt. Von den feinen und geheimen Quellen und Anstalten der heutigen Polizey hatte man damahls noch nicht die entferntesten Begriffe.

Die heutige Polizey in Wien hat allenthalben guten

Credit. Sie ist nicht so übertrieben gehässig, wie die Parisische, obschon sie manche Einrichtungen derselben nachgeahmet hat; und doch thut sie ihre wesentlichste Pflicht im vollkommensten Verstande, das heißt: sie erhält Ordnung, Ruhe, und Sicherheit; sie sorgt für die Bedürfnisse der Stadt; sie spürt gefährlichen Menschen und Verbrechen bis in die geheimsten Höhlen nach; sie schützt den Geringern vor dem Uebermuth des Großen; sie verschafft dem Dürftigen, Hülflosen, Verlassenen, einen erträglichen Unterhalt.

Ich übergehe das eigentlich nur Disciplinarische dieser Stelle: dahin gehört die Beleuchtung der Stadt, die Reinigung der Straßen, die Verhütung öffentlicher Zänkereyen und Thätlichkeiten, die Besorgung des richtigen Maßes, Gewichtes ꝛc. die Unterhaltung des Pflasters, die Verhütung der Contrebande ꝛc. ꝛc. Wenn selbst der Beyfall einsichtsvoller Fremder in diesen Stücken von Gewicht ist, so hat sich die Polizey hierüber nichts vorzuwerfen.

Ehedem war die Polizey mit der Niederösterreichischen Regierung verbunden, und nur ein Departement derselben. In dem Jahr 1789 hat sie der Kaiser zu einer ganz eigenen, unabhängigen Stelle gemacht, welcher alle Polizey-Departements in den Provinzen untergeben sind, ohne von den dortigen Gubernial-Stellen abzuhängen. Diese neue Einrichtung wird unfehlbar bey den Geschäften derselben eine schnellere Thätigkeit bewirken. Der Chef davon ist Graf von Pergen, und unter ihm dirigirt der Hofrath von Beer. Es begleitet ihn der allgemeine Ruf, daß er in seine oft wesentlich unangenehmen Geschäfte eine Grundlage von Großmuth und menschenfreundlicher Billigkeit lege, die ihm wahre Ehre macht.

Dieß ist keine Schmeicheley, denn der öffentliche Ruf ertheilt nicht allen seinen Untergebenen den gleichen Lobspruch.

Er hat eine Heerde von etwa anderthalb hundert Polizey-Commissärs unter sich, wovon ein Theil inner den Linien von Wien seine Commissionen macht, die übrigen aber in Prag, Linz, Grätz, Brüssel, Triest, Preßburg, Brünn, Ofen, Lemberg, Inspruk, Freyburg ꝛc. ꝛc. vertheilt sind. Zwischen ihm, als dem Mittelpunct, und allen übrigen ist eine beständige Correspondenz, die alles herum communizirt, was die öffentliche Sicherheit betreffen kann. Vergebens flüchtet sich der Verbrecher aus der Hauptstadt in eine entfernte Provinz; die Steckbriefe der Polizey folgen ihm, laufen ihm oft schon vor; und kaum ist er in dem entlegensten ungarischen oder pohlnischen Städtchen eingetreten, da man ihn sogleich mit der ihm vorgelaufenen Beschreibung vergleicht, und fest macht.

Zum Corps des Polizey-Personale gehören ungefähr 300 Mann Polizey-Soldaten, deren Patrontaschen numerirt sind, damit man sie bey ihrer Stelle verklagen könne, wofern man unbilliger Weise von ihnen beleidiget würde. Man sagt, daß diese Zahl für das große Wien nicht vollkommen hinreichend ist, und daß die meisten derselben etwas zu alt sind; denn ihr Dienst fordert oft Hurtigkeit, Stärke, Muth, Schlauheit, viele körperliche Kräfte, um in der stechenden Hitze der Sommertage, und im grimmigen Frost der Winternächte aushalten zu können.

Im Jahre 1783 erschien ein obrigkeitliches Decret, welches befahl, daß die Polizey-Soldaten den nähmlichen Rang, und die nähmliche Achtung genießen sollten, wie

das übrige Militär. Umsonst: die Empfindung des Publicums läßt sich durch kein Decret erzwingen; nimmer schätzt es das Polizey-Bataillon einem Feld-Bataillon gleich. Der Mann, welcher zu Felde zieht, sein Leben gegen die Feinde des Vaterlandes aufzuopfern, ist ihm stäts ehrwürdiger, als der, welcher den Kohlmarkt auf und ab spaziert, die Fiakers aus dem Wege treibt, den Tabaksschwärzern an der Linie aufpaßt, oder um Mitternacht eine Spitzbubenbande von einem Dachboden herunterhohlt. Auch hat ein Polizey-Soldat eine ganz andere Physiognomie als ein wirklicher Kriegsmann: es scheint, das beständige Lauren auf die politischen Sünder habe ihre Gesichtszüge anders gespannt.

Die heutige Polizey sorgt sehr wachsam dafür, die Selbstmorde, und diejenigen Verbrechen, deren öffentliche Bestrafung mehr Aergerniß und Reitz erwecken könnte, als die begangene That selbst, geheim zu halten und zu ersticken. Dieß thut sie aber erst, seitdem man gelernt hat, Gesetze und Strafen nach den herrschenden Sitten und der Menschenkenntniß zu berechnen. Es war nicht immer so. Man erinnert sich noch einer gewissen Gesellschaft, die vor etwa dreyßig Jahren zu Nacht in einem verschlossenen Hause am Tabor eine Art ausschweifender Bachanalien feyerte. Die Polizey kam endlich auf die Spur, überfiel die Gesellschaft, führte sie hinweg; und nun erstaune man über die unbegreifliche Art der Strafe, die sie den Schuldigen auflegte: die vornehmsten Bachanten wurden an Bomben geschmiedet, und an die Stadtthore gebunden, wo sie einige Monathe zum öffentlichen Schauspiel dienen, und sich ihre Nahrung betteln mußten. Und so wurde in wenig Tagen ein ärgerlicher Auftritt in der ganzen Stadt bekannt, von dem ehevor au-

ßer den mit Verflochtenen nicht zwanzig Personen gewußt hatten. . . . Eine solche Albernheit würde die Polizey in unsern Tagen nimmermehr begehen.

Es ist eine richtige Bemerkung, daß, wenn der Polizey-Director einem mit philosophischen Kopf versehenem Manne alles entdecken wollte, was er weiß, sieht, und hört, und ihm gewisse Geheimniße entschleyerte, von denen er beynahe ganz allein weiß, es ein höchst sonderbares und lehrreiches Werk unter der Feder des Philosophen werden müßte, das alle seine übrigen meist blos theoretischen Mitbrüder in Erstaunung setzen würde. Allein dieser Beamte ist wie der Groß-Pönitentiar: er hört alles, und sagt nichts weiter; wundert sich auch über gewisse Verbrechen bey weitem nicht so sehr, wie andere gewöhnliche Menschen. Da er beynahe stündlich die Schelmenstreiche des Betrugs, die Schandthaten des Lasters, die heimlichen Meuchelthaten, und den ganzen Unflath menschlicher Handlungen vor sich aufgedeckt sieht: so muß es ihm nothwendiger Weise etwas schwer fallen, an die Rechtschaffenheit und Tugend der ehrlichen Leute zu glauben. Er ist in einem Zustande von unaufhörlichem Mißtrauen; und im Grunde ist es nöthig, daß er mißtrauisch sey, denn, nach den außerordentlichsten Erfahrungen, die ihm Menschen und Vorfälle schon gegeben haben, muß er nichts mehr für unmöglich halten. Seine Stelle befiehlt ihm, unaufhörlich und ernstlich an allem zu zweifeln.

XXXV.

Freyheit im Reden.

Ungeachtet dieser alles wissenden, alles ausspähenden Polizey, herrscht doch in Wien die ungezwungenste Frey-

heit im Reden, sowohl in Privat-Häusern, als selbst in öffentlichen Orten und Plätzen.

Wenn man den hiesigen freyen Ton, sowohl in Reden als Schriften, mit dem Tone der meisten so genannten freyen Staaten, als da sind Schweiz, Venedig, Genua ꝛc. vergleicht: so ist man in heißer Versuchung, über jenes hochklingende Prädicat der eingebildeten freyen Leuten gewaltig zu lachen. Wenn man ihn gegen das ängstige Ohrengeflüster hält, das in so mancher kleinen Residenz so manches kleinen Fürsten, so manches kleinen Ländchens nothwendige Vorsicht ist: so preist man sich glücklich, in der Hauptstadt eines mächtigen großen Fürsten zu leben.

Man hat seit der jetzigen Regierung in Wien kein Beyspiel, daß jemand seiner freyen Sprache wegen von der Polizey Verdruß gehabt hätte. Dieß ist ohne Zweifel der vollgiltigste Beweis von den klugen Gesinnungen der Regierung über diesen Punct.

Die Person des Landesherrn, die Politik, und die Religion, sind die drey Klippen, an welchen schon so mancher neuer Demosthen gescheitert ist, und Ruhe, Vaterland, oder Freyheit verlohren hat. Nicht so hier. Kaiser Joseph setzt sich für seine Person über die böse Laune einiger Mißvergnügter hinaus. . . Die Politik treibt heut zu Tage ihr Spiel und ihre Plane mit einem so undurchdringlichen Geheimniß, daß sich alle, die im Ernste Kannegießerey treiben, mit ihren vermeintlich feinen Nasen bloß lächerlich machen, und die Regierung mehr belustigen als beunruhigen. . . Die Religion greift ein nüchterner, mit seinen fünf Sinnen versehener Mensch nie gröblich an. Wenn also etwa in einem schmutzigen, finsteren, abgelegenen Sauswinkel sich ein toller Tropf

plumpe, grausliche Lästerungen dagegen entfahren ließ, so weiß man, daß dieß das Gebrüll der Besoffenheit ist, welches den unsinnigen Wicht selbst bey seinen Zuhörern verächtlich macht.

XXXVI.

Neugierde.

Wißt ihr die Geschichte von Hans Nord *)? . . . Dieß ist das Schicksal aller großen Städte.

„Die Wiener sind doch erzfürwitzige Thoren!" hört man täglich von andern Wienern sagen, wenn sich plötzlich ein Haufe Leute versammelt, um einen im Grunde sehr nichtswürdigen Gegenstand anzusehen.

Wer den Wienern diesen Vorwurf macht, und glaubt, in andern großen Städten geschehe dieses nicht, der kennt die Menschen, und besonders die Bewohner großer Städte sehr schlecht. C'est partout comme chez nous!

Die Bewohner großer Städte haben durch den beständigen Lärmen, und die immerwährende Bewegung in denselben, ihre Sinne stäts so sehr aufgeweckt und geschärft, daß jeder Vorfall, der ihnen auf ihrem Wege begegnet, sie sogleich reitzt und an sich zieht. Neue ungewöhnliche Auftritte sind ihnen ein ordentliches Bedürfniß; und so fesselt sie jede Kleinigkeit, die dieses Bedürfniß stillen zu wollen scheint. Da überdieß an einem großen Orte immer eine wallende Menge von Menschen aus Geschäftigkeit oder Vergnügen in den Straßen herumwandelt, so häuft sich der Zusammenfluß augenblicklich.

Ich übergehe die Beyspiele aus London und Paris, welche beweisen, daß die Liebe zum Wunderbaren und

---

*) Gellerts Fabeln und Erzählungen.

Außerordentlichen eine von den Erbsünden der großen Städte ist, die platterdings daraus nicht kann vertilget werden.

Die Wiener sind in der That schon oft weidlich für ihre Neugierde geprellt worden. Man erinnert sich noch eines gewissen Chinesischen Feuerwerks von einem spitzbübischen Friseur. Im Jahr 1784 prellte sie der alte Reiter Hyam mit einem Luftball, worin er einen Menschen auffahren zu lassen versprach, und es nicht that. Ein gewisser Boden wollte im nähmlichen Jahre mit Schuhen aus Korkholz über die Donau gehen, stürzte aber zweymahl zu Boden, und die Neugierigen waren abermahl um ihr Geld betrogen. . . . Vermuthlich wird in Zukunft die Polizey stäts die Experimente und Maschinen solcher Künstler erst durch einen Commissär practisch untersuchen lassen, ehe sie ihnen die Bewilligung gibt, durch öffentliche Anschlagzettel dem Publicum das Geld aus der Tasche zu lügen.

Allein, in dem gedankenleeren, müßigen, abgestumpften Gehirn gewisser Leute sitzt eine andere Art von Neugierde, die niederträchtig und verächtlich ist. Sie zeigte sich vor kurzem bey zwey Anlässen. Im Monath März 1786 ward ein Mörder gerädert. Dieses Trauerspiel war für die gegenwärtige Generation zu Wien neu: man drängte sich im Strom hinzu; und nicht bloß die Hefen des Volks, sondern auch viele von solchen vermeintlich bessern Geschöpfen, die auf Erziehung, Ehrgefühl, und edle Denkart Anspruch machen. Ich lasse eine bey dieser Gelegenheit erschienene Broschüre reden: „Der Zug zum Rabenstein glich mehr einem Eselritt, als einem Auftritt der ernsten Gerechtigkeit. Unsere jungen Cavaliere ritten vor dem Henkerswagen her, und mach-

ten mit dem spanischen Rohre Platz; auch sogar Damen tummelten ihre Engländer wacker herum *), ꝛc." Der Verfasser hat Recht, die Sache so derb zu benennen; eine solche Pöbeley von seyn wollenden Edeln verdient keine Nachsicht, noch Entschuldigung.

Umsonst, die Ritter und Ritterinnen sind nicht zu bekehren. Wenige Monathe nach jenem Auftritt kam ein siebenzigjähriger Greis von Rang und Stande, wegen einem Cassedefekt, auf die Schandbühne; und, sieh da! die Ritter fanden sich getreulich wieder ein.

Daß der Pöbel zu solchen Schauspielen der Justiz hinlaufe, verzeiht man ihm; erstens weil er der Pöbel ist; und dann, weil der Zweck der Strafe verloren ging, wenn der Bestrafte ganz ohne Zuschauer, folglich ohne Gefühl der Schande und Reue blieb.

Aber was Leute von anmaßlichen Lebensart und Erziehung zu solchen Auftritten hinlocken könne, das ist schwer zu bestimmen.

Man mache den Einwurf nicht, daß bey der Hinrichtung des Damien die Fenster um den Richtplatz schon zwey Monathe vorher um zwey Louisd'or vermiethet, und bey der grausamsten aller grausamen Hinrichtungen ringsum von der schönen Welt besetzt waren. Leider war es so! aber eine Pariser Unart rechtfertigt keine Wiener Unart.

Ich kann mir nur zweyerley Gründe denken, die Leute von einem gewissen Stande zu solchen Schauspielen ziehen können: entweder, sie fühlen ein wirkliches Vergnügen bey der Qual ihrer Mitmenschen; oder, sie bedürfen solcher lebendiger Beyspiele zu ihrer Moral.

---

*) Ueber die Wiedereinführung der Todesstrafen.

XXXVII.

Pracht und Aufwand.

Andere Zeiten, andere Meinungen! . . Noch vor zwanzig Jahren fand es der hiesige Hof für sehr gut, Pracht und Aufwand durch alle Wege zu befördern.

Er selbst leuchtete mit seinem Beyspiel anziehend vor. Feste, Galatage, Spiel, zahlloses Personale, reiche Besoldungen und Pensionen, Lustreisen und Lustparthien, und eine gewisse großmüthige Freygebigkeit, alle ihm erwiesene Dienste kaiserlich zu belohnen, zeichneten den österreichischen Hof hervorstechend aus: jedermann, der in dem Kreis desselben lebte, fühlte die Wirkungen davon, und genoß angenehme Tage.

Der Adel stimmte sich nach dem Tone des Hofes; und da er eine Menge sehr reichlich begüterter Familien zählt, so konnte er diese Stimmung ertragen. Jedes große Haus in Wien bildete wieder einen kleinen Hof, an welchem Pracht, Ueberfluß und Wohlleben, immerwährenden Genuß und laute Freude unterhielt. Der Wiener Adel wurde von dieser Seite in ganz Europa zum Gegenstand eines allgemeinen Erstaunens: er trug bey Ambassaden und Negoziationen diese Eigenschaft mit sich auch an auswärtige Höfe; besonders konnte man bey Wahlen, Krönungen, Heirathen ꝛc. in Frankfurt und Wien die Bewunderung der Pracht des Adels kaum hoch genug treiben. Auch entstand ein Sprüchwort in der großen Welt: daß es zwar dem Adel anderer Nationen manchmahl gelinge, auf der Rennbahn der Verschwendung einen Vorsprung zu thun; daß es aber keinem möglich sey, so lange auszuhalten, wie dem Wiener Adel.

Andere Zeiten, andere Meinnngen! . . Heut zu Ta-

ge hat der Hof seine äußere Gestalt gänzlich geändert; seine Devise ist Oekonomie. Von großen rauschenden Festen, und andern ähnlichen Dingen ist keine Rede mehr.

Ueberhaupt macht der Hof von Seite des Aufwandes gar keinen Eindruck. Den Frohnleichnamstag und Stephanstag ausgenommen, wo der Kaiser mit einer Art von Prachtzug sich, wenn er eben hier ist, sehen läßt, würde man kaum bemerken, ob er in Wien sey, wenn man ihn nicht manchmahl in einer zweyspännigen grün lackirten Schäse nach dem Augarten fahren sähe.

Man kann mit Recht sagen, daß der Hof eher zu wenig als zu viel Aufwand mache. Indessen wird sich ganz gewiß auch einst dieser Artikel wieder ändern, weil sich, wie man weiß, alles in einem ewigen Zirkel dreht, und die Kunst zu prophezeihen für einen Philosophen so schwer nicht ist, als man sich gewöhnlich einzubilden pflegt.

* * *

Wenn der Hof bey Einschränkung seines Aufwandes zum Ziel hatte, den Adel ebenfalls nach seinem Ton umzustimmen, so muß man gestehen, daß er seine Absicht nicht vollkommen erreicht habe.

Es sind, wie man weiß, ungefähr zwölf fürstliche Häuser in Wien, davon jedes im Durchschnitt genommen, wohl jährlich 200000 Kaisergulden verzehrt; es sind auch welche darunter, wie Lichtenstein, Esterhazy, Schwarzenberg, Dietrichstein, Lobkowitz, Grassalkowicz ꝛc. die von 300000 bis 700000 Gulden in Umlauf setzen. Die übrigen etwas minder reichen, verzehren zwischen 80000 und 150000.

An die Fürstenhäuser schließt sich eine weit größere Zahl von gräflichen Häusern, die zwischen 50000 und

80000; und dann wieder eine größere, die zwischen 20000 und 50000 Gulden jährlich aufwenden. Einige erst unter Maria Theresia baronisirte Familien wußten in den schweren Kriegen der Kaiserinn durch Commerz, Lieferungen und mancherley Unternehmungen von Wichtigkeit, große Summen zu erwerben, und genießen dieselben nun in Ruhe und Bequemlichkeit. Endlich sind auch Häuser von Agenten, Wechslern und Negozianten, deren Aufwand 10000 und 12000 Gulden jährlich beträgt.

Welche Rubriken eigentlich in den großen Häusern die größten Summen verschlingen, weiß ich nicht genau zu bestimmen. Diese Rubriken selbst sind: Tafel, Putz, Pferde, Bedienung, Lustparthien. Dieß sind die Götzen, denen, gleich den Götzen so mancher Religionen, jene schweren Rollen Goldes unaufhörlich geopfert werden... Wenn in diesem Hause die Tafel jährlich 30000 Gulden kostet: so kostet die Unterhaltung des Stalles in jenem 24000. Wenn dieser Fürst mit einem Gefolge von 8 bis 10 Personen ausreitet: so hat der andere eine Garnitur von diamantenen Schnallen zu 30000 Gulden an den Schuhen, und ein Paar brillantner Uhrketten zu 18000 Gulden angehänget. Wenn jene Gräfinn posttäglich die Zeichnungen der neuesten Moden aus Paris erhält: so verschaffet sich diese alle Wochen ein großes Soupee, ein Conzert, eine Lustfahrt rc. rc.

Kurz jeder hochbegüterte Kopf opfert seinen Launen: Seine Herrschaften, seine Bergwerke, seine Capitalien, sein Amt, sein Commerz, sind eine nie versiegende Quelle von Einkünften; und seine Prachtliebe, seine Bequemlichkeit, seine Phantasien, sein Ehrgeiz, sein Hang zur Freude und Lust läßt sie durch tausend Canäle wieder ausströmen.

Wer nicht wenigst 20000 Gulden jährlich zu verzehren hat, der macht in Wien keine Figur; das heißt, er lebt zwar gemächlich, aber er wird nicht bemerkt.

Man hat österreichische Cavaliers gesehen, die bey feyerlichen Vorfällen ihres Hofes Millionen ausgaben, um ihrem Landesherrn und ihrer Familie Ehre zu machen.

Die gar große zwecklose Verschwendung zeiget sich indessen nicht mehr. Ein Mann der heute noch manches in dem Styl seiner Vorfahren in diesem Punct thun wollte, würde ohne Gnade ausgepfiffen werden. Im Durchschnitt kann man so ziemlich annehmen, daß bey den heutigen Männern der Stall, und bey den Weibern der Putztisch den meisten Aufwand verschlinge. Das hohe Spiel wird äußerst selten; und die Tafel zeichnet sich mehr durch moderne Delikatesse, als durch alte Ueberladung aus.

XXXVIII.

Ein großes Haus.

Wenn man dem regierenden Bürgermeister einer Reichsstadt oder kleinen Republik, den Schematismus eines großen Hofes zu lesen gibt, so versteht er ihn kaum zur Hälfte, und weiß nicht, was er aus einer Menge von Aemtern und Bedienungen machen soll, deren Gegenstände seinem eingeschränktern Bedürfnißkreis gänzlich unbekannt sind.

Der nähmliche Fall ist — freylich in sehr verjüngtem Maßstabe — auch mit einem großen Hause. Es gibt in Holland, in der Schweitz, im H. R. Reiche manchen Bürgermeister, dessen ganzes Gefolge in einem Kerl und einer Magd besteht; der erstere ist zugleich Kammerdie-

ner, Lakey, Läufer, Hausknecht; er tritt am Sonntag in einer weitärmlichen Livree seinem Herrn in die Kirche nach, und spaltet am Montag Holz; die zweyte ist Kammerjungfer, Köchinn, Wäscherinn ꝛc. je wie es die Umstände erfordern. Niemandem fällt es dort ein, daß die Person des Bürgermeisters oder Rathsherrn mehr Ansehen und Bedienung nöthig haben könnte: und dieß ist für jene Staaten sehr gut.

Allein, was einem kleinen und armen Staat zu seinem Gedeihen ist; dieß würde in einem großen und reichen, am Hofe eines mächtigen Monarchen, eine sehr entgegengesetzte Wirkung thun.

Ein handelnder Republikaner lebe immerhin kärglich und eingeschränkt, er verdient dafür Achtung und Beyfall. — Ein großer Herr in Wien muß sich auf einen andern Fuß setzen: und dieß ist für Wien gut und nöthig.

Ich nehme keines von den allerersten größten Fürstenhäusern, sondern von den mittlern, das in Betracht der Einrichtung auch mit den ersten Gräflichen in gleicher Linie steht.

Wenn diese Familie nicht ein eigenes Haus in der Stadt besitzt, so kann sie sich unter 5000 fl. Miethe nicht einwohnen.

Die Frau braucht zu ihrer Bedienung eine oder zwey Kammerjungfern, einen Kammerdiener, eine Putzwäscherin, zwey Stubenmädchen, ein extra Mädchen, ein Hausmensch, einen Laufer, drey Bediente.

Der Herr hat einen Sekretär, zwey Kammerdiener, einen Kammerlakeyen, Jäger, Läufer, Leibhusaren, zwey Bediente.

Zum allgemeinen Dienst des Hauses sind der Haus-

hofmeister, Tafeldecker, zwey Zimmerputzer, zwey Hausknechte, ein Portier oder Thürhüter.

In die Küche gehören ein Mundkoch, Zuckerbäcker, Pastetenkoch, Bratmeister, mit dem übrigen Troß von Küchenträgern, Kesselreibern, Küchenmädchen ꝛc.

Den Stall besorgen ein Stallmeister, ein Bereiter, zwey Kutscher, zwey Postillions, zwey Vorreiter, zwey Reitknechte, vier Roßwärter ꝛc. Dazu gehören ein Paradezug, zwey Postzüge, verschiedene Schwimmer- und Pirutschpferde, 5 bis 6 Reitpferde, 3 bis 4 Klepper, einige Strapazierpferde ꝛc.

Es werden täglich dreyerley Tische gedeckt: die Herrschaftstafel, der Offiziertisch, der Gesindetisch.

Die einträglichsten Posten sind jene des Haushofmeisters, und des Mundkoches, der gewöhnlich auch Controleur heißt. Sie kaufen die Hausbedürfnisse ein, und führen die Rechnungen; und die großen Herren in Wien sind großmüthig, und weder große noch strenge Rechenmeister.

Man rechnet die Summe der männlichen und weiblichen Hausbedienten in Wien auf 20000 Köpfe, und diese Rechnung ist gewiß nicht übertrieben.

Es ist ein höchst schiefes Räsonnement, wenn man verlangt, daß die großen Familien einer großen Residenz sich sehr zusammenziehen, einschränken sollen. Wir haben einige solche Beyspiele gehabt. Die Häupter einiger Familien lebten, theils aus natürlichem Hang, theils aus schmutziger Geldgierde, eine Zeit über sehr haushälterisch. Was war die Folge? . . . Einer hinterließ bey seinem Tode 8 Millionen, ein anderer 13 Millionen, und ein anderer gar 17 Millionen Gulden bares Geld. Nun stelle man sich vor, daß 10 bis 12 große Häuser,

und zwar durch 3 bis 4 Generationen auf diesem Fuß zu leben anfingen! Was soll dann aus diesen Millionen, aus solchen todten Metall-Haufen werden? Ist die Bestimmung des Geldes, in eisernen Kisten, und gewölbten Kellern zu verschimmeln? . . . Man denke sich die Folgen, welche ein solche mißverstandene Oekonomie, eine so alberne Hemmung des öffentlichen Geldumlaufes verursachen müßte.

Einige sehr weise seyn wollende Leute, aus Geldarmen Gegenden, und die ihre Ideen über Finanzsysteme nicht weiter als aus einer mittelmäßigen Kaufmannspraxis hernehmen, können es nie satt kriegen, die Anhäufung des Geldes zu predigen. Für einen Kaufmann oder Wechsler mag diese Logik gut seyn, weil seine Geschäfte und seine Existenz von der Summe seines Capitals abhangen, und er mit dem Verlust seines Vermögens verloren ist. Aber ein großer reich begüterter Herr, dessen Vermögen sich alle Jahre sicher durch hunderttausende erneuert, muß nach ganz andern Grundsätzen leben.

Vermindern die großen Häuser ihren Aufwand, ihre Bedienung, so vermindert sich eben dadurch der Absatz der Natur- und Kunstprodukte, folglich auch die Zahl und der Fleiß der Produzenten, und so weiter.

Ich bin der festen Ueberzeugung, daß der Hof und das Publicum es den großen Häusern Dank wissen müssen, daß sie auf den Fuß der großen Häuser zu leben fortfahren.

XXXIX.

Holz-Verbrauch.

Man brennt in Wien gegenwärtig noch nichts anderes, als Holz.

Ich weiß, daß manche Wiener über diesen Ausdruck

große Augen machen werden: „als ob man etwas anderes brennen könnte, außer Holz," werden sie sagen.

Ich wünschte, daß sich dieses immer sagen ließe; aber ich fürchte, nach funfzig Jahren werde sich die Sprache auch hier über diesen Punct verändern.

Wien braucht jährlich 300000 Klafter Brennholz. Das meiste davon kömmt zu Wasser an. Die privilegirten Holzschwemmer, Führenberg, Tobenz und Hoyos, liefern jährlich ungefähr 80000 Klafter; der Bischof von Passau sendet gegen 30000 Klafter, aus Bayern und Schwaben kömmt auch eine beträchtliche Menge: der Kaiser gibt aus seinen Dominial-Waldungen, und seit einigen Jahren auch aus den Förstern der aufgehobenen Klöster, Holz zum Verkauf; und endlich führen die Cavaliers, und andere Privatleute, auch Bauern, welche in nicht zu weiter Entfernung von Wien Holzungen besitzen, einigen, doch nicht sehr großen Vorrath davon in die Stadt.

Die Niederlage dieses so unentbehrlichen Bedürfnisses ist zwischen der Roßau und der Stadt, auch bey den Weißgärbern, am Ufer der Donau, die treulos genug ist, bey plötzlichen Anschwellungen, manche Klafter fortzuschwemmen, die man mit Sorgfalt bis aus dem entfernten Schwaben hierher geflößt hatte.

Es ist einleuchtend, daß ein Platz wie Wien eine ungeheure Holzmasse verzehren müsse. Der Häuser sind viele, wo im Winter täglich eine ganze Klafter Holzes in Rauch aufgeht. In einem einzigen großen Fürstenhause wurden vom May 1784 bis zum May 1785 volle 650 Klafter verbrennt; es waren in den kalten Monathen täglich gegen 100 Oefen zu heitzen.

Noch vor vier Jahren hatte das Holz einen gesetzten

Preis. Se. Majestät der Kaiser, welcher in allen Dingen gerne die Freyheit des Handels und der Gewerbe befördert, gab auch den Holzverkauf frey, um durch die Concurrenz den Preis fallen zu machen. Aber diese gute Absicht mißlang. Seit Aufhebung der Taxe ist das Holz theurer geworden. — Das Klafter harten Holzes kostet gegenwärtig — im May 1789 — 8 fl. 30 kr. Das weiche 5 fl.

Es ist eine bekannte Sache, daß in ganz Europa alle Jahre mehr Holz verbraucht wird, als nachwachsen kann; und daß seit den letztern hundert Jahren der Preis des Holzes zehnfach gestiegen ist.

Die Wiener, welche bisher noch gewohnt sind, das Holz auf der Donau alljährlich eben so richtig herunter schwimmen zu sehen, wie das Wasser des Flusses herunter kömmt: dürften also in Zeit von funfzig Jahren wohl inne werden, daß man sich im Nothfall auch bey andern Dingen wärmen müsse, als bey leichtem und hartem Holz.

Noch wissen sie nicht, daß man in Holland und England, statt des Holzes und neben dem Holz, Torf, Steinkohlen, Stroh und Stoppeln, Genster und Farnkraut brennt; daß man auf den Schleswigischen Inseln getrockneten Kühmist; in der Schweiz gedörrten Schafmist; Alprosen, Breusch, Schieferkohlen, und Gerberlohe brennt; daß man in Schweden Rasen; in Schlesien Disteln und Klettensträuche, Sonnenrosen, und Erdäpfelstauden; und in Island sogar Fischgräten brennt; daß in Apulien die Fischer ihre Fische bey dürrem Büffelkoth braten 2c.

Alles dieses gibt freylich weder eine so angenehme noch so gesunde Wärme wie das Holz. London ist das

ganze Jahr in seinen Kohlendampf gehüllt; und in Holland und der Schweiz stinkt der Torfrauch durch ganze Städte, berust die Häuser, legt sich schwer auf die Brust der Athmenden, und verdirbt den Geschmack der Speisen die dabey gekocht werden. Ich weiß Plätze, wo man sich anfangs sehr dagegen sperrte, Torf zu brennen, weil der häßliche Dampf die ungewohnten Nasen der Einwohner tödtlich belästigte; aber die Noth drang vor, man gewöhnte sich daran, und war bald froh, nur etwas gefunden zu haben, das vor dem Frost wehrte.

Der Himmel gebe, daß Wien noch lange vor solchem Gestank bewahrt werde!

XL.

Banko-Zettel.

Es sind in Europa beständig über hundert Münzwerke im Gange, die unermüdet Gold, Silber und Kupfer prägen, um diese allgemein angenommenen Zeichen des Reichthums zu vermehren und in Umlauf zu setzen. . . . Dem ungeachtet klagt man allenthalben über Mangel und Seltenheit an barer klingender Münze.

Das Geld ist keine Waare, die sich durch den Gebrauch verzehret, oder zerstört. Wo kömmt es also hin? Welche sind die Schlünde, in denen sich die ungeheure Masse des immer neu geprägten Geldes immer wieder verliert?

Ostindien, China, die Türkey, die Afrikanischen Sclavenküsten, die Seeräuber, die Erdbeben, die Ueberschwemmungen, die Feuersbrünste, die Schiffbrüche, das Vergraben in Kriegszeiten, die Kirchenschätze, die großen Silbergeräthe der Reichen, die unterirrdischen Gewölbe der immer sparsamer werdenden Könige, die

eisernen Kisten der Geitzhälse ꝛc. ꝛc. Dieß sind größten Theils die Löcher durch welche das bare Geld aus dem wohlthätigen Kreise der allgemeinen Zirkulation hinaus lauft.

Um diesen Mangel an klingender Münze einiger-Maßen zu ersetzen, die Zeichen des Reichthums zu vervielfältigen, und den Umlauf zu befördern, hat man bekanntlich schon seit lange in einigen Ländern öffentliche Papiere eingeführt, die dem Gelde gleich geachtet sind, und die Stelle desselben vertreten.

Diese papierne Münze heißt in Wien Banko-Zettel. Im Junius 1785 wurden alle alte Banko-Zettel eingelöset, und für 20,000,000 neue ähnliche in Umlauf gesetzt. Die geringsten dieser Zettel sind zu fünf Gulden, von da steigen sie auf 10, 25, 50, 100, 500, 1000 fl. welches ihr höchster Werth ist.

Ehedem waren sie nur in den deutschen Erbländern, in Ungarn und Böhmen im Curs; seit der Einführung der Neuen haben sie auch in Galizien und in der Lombardie den Umlauf.

Weil sich das Publicum anfangs nicht an diese Papiere gewöhnen wollte, und besonders die Kaufleute der Einnahme derselben auswichen; machte der Hof eine Verordnung, daß die Handelsleute die Hälfte ihrer Abgaben in Banko-Zetteln bezahlen mußten. Dieses Gesetz besteht noch, ob es schon nicht mehr nöthig wäre, weil heut zu Tage die Kaufleute, von der Bequemlichkeit dieser Papiere überzeugt, dieselben besonders zum Versenden besser brauchen können, als gemünztes Geld.

Diese neuen Banko-Papiere kamen aus der Druckerey des Herrn von Kurzbeck. Man weiß, welchen Reitz die Verfälschung solcher Papiere immer und allenthalben

für liederliche Buben und arme Schlucker gehabt hat. Um solchen Verfälschungen mehr vorzukommen, sie zu erschweren und zu verhindern, hat man sie noch viel künstlicher und verzogener gemacht, als die vorigen waren. Vergebens! ein ganz neues trauriges Schauspiel hat gelehrt, daß die aus unüberdachter Verschwendung entstehende Geldgierde keine Schwierigkeiten scheut, und im Stande ist, bethörte Helfer und Helfers-Helfer anzuwerben. Nach den Gesetzen steht die Todesstrafe auf der Verfälschung der Banko-Papiere, und — sie werden leider doch verfälscht. Der Angeber erhält 10000 fl. bares Geld, und Befreyung von der Strafe, wenn er schon selbst Mitschuldiger ist.

XLI.

National-Theater.

Ich weiß nicht genau, ob irgend einer von den Schriftstellern, welche über die Geschichte der Menschheit geschrieben haben, die Geschichte der Schaubühne zu Rathe zog, und sie zur Hülfsquelle der richtigen Durchschauung seines Gegenstandes machte. Wenn es nicht schon geschehen ist, so würde man diesen Versuch gewiß nicht vergebens machen.

Mit den Theater-Dichtern der Griechen und Römer bin ich nicht vertraut genug, um über sie genau zu urtheilen. Aber von den neuern Nationen weiß ich, daß ihre komischen Dichter sich immer bestrebten, die Menschen, Sitten, Thorheiten und Laster, auch die schönen Handlungen ihrer Zeiten und Landsleute zu mahlen.

Dieß thaten Shakspeare, Moliere, Holberg, Goldoni ꝛc. Und der Ruhm jedes Theaterdichters stieg stäts in dem Verhältniß der genauen, treffenden, richtigen

Schilderung, mit der er Sitten und Menschen zeichnete.

Seit einigen Jahren beobachtete ich das deutsche Theater in dieser Absicht. Es war mir ein auffallender Zug, eine Menge von Schauspielen zu sehen, deren Stoff schwache, gegen ihre Weiber zu nachgiebige Männer sind, die dadurch sich und ihre Familie unglücklich machen. Solche sind: Nicht mehr als sechs Schüsseln; der Vetter aus Lißabon; Stille Wässer sind betrüglich; Verbrechen aus Ehrsucht ꝛc. ꝛc. Die Hauptfigur ist immer ein unter dem Pantoffel stehender Weibling, der sich in den Flitterwochen seines Ehestandes vom Hausthron werfen ließ; der nur gut ist, Geld ins Haus zu schaffen, sich von seinem ehelichen Hausteufel bey der Nase führen läßt, verzärtelte Kinder hat; der durch die Kaprizen, Putzsucht, und Verschwendung seiner theuern Hälfte zu Grunde gerichtet und zu Schurkenstreichen geleitet wird; oder gerade noch am Rande des Verderbens durch eine schmerzliche und gewaltsame Exorzisirung des Eheteufels sich vom gänzlichen Untergang rettet.

In meinen Augen sind diese Schauspiele eine gültige Urkunde über diesen Sittenzug unsers Jahrzehends. Niemand wagt es zu behaupten, daß jene Charaktere aus der Luft gegriffen seyen.

Man hat so oft und ernstlich geprediget, die Schaubühne sey eine Schule der Sitten. Ueber ihre ehemahligen Wirkungen kann ich nicht entscheiden; aber in unsern Tagen wirkt sie sicherlich nichts mehr. — Wenn irgend eine Bühne Einfluß auf die Moralität ihrer Zuschauer hätte, so müßte ihn gewiß auch das hiesige National Theater haben; denn es ist noch immer eines der ersten

in Deutschland, ob es schon durch den empfindlichen und lebhaft empfundenen Verlust der allgeliebten Katharine Jacquet und Schröders große Lücken erhalten hat.

Ohne die schimmernden Verdienste der meisten Theaterpersonen in einigen Schatten setzen zu wollen, erkläre ich Herrn Brockmann für meinen Helden. Jedermann hat seinen Geschmack; warum sollte nicht auch ich den meinigen haben? Aber am liebsten sehe ich meinen Brockmann im Lustspiel, wenn er den feinen Weltmann, den glücklichen Abentheurer, den beitzenden *) Schäcker, den durchtriebnen Höfling spielt. Im Trauerspiel, besonders im fremdem Kostüme, thut sein, obschon stäts großes Talent, nicht so viele Wirkung.

Die Britten sind es noch nicht müde, dritthalb hundert Jahre lang die Stücke ihres originellen Shakspeare wiederhohlen zu sehen. Auch die Franzosen spielen schon beynahe anderthalb Jahrhunderte hindurch die Schauspiele des Corneille, Racine und Moliere, obschon viele von des letztern Arbeiten in unsern Tagen das meiste Interesse verloren haben, weil die Originale seiner Schilderungen aus der heutigen Welt verschwunden sind. Im Vergleich mit diesen Nationen sind wir Deutsche weit unglücklicher. Wir besitzen keinen Theater-Dichter, der so viele und so gute Schauspiele geliefert hätte, daß sich eine Bühne vierzehn Tage hintereinander von ihm nähren könnte. Lessing, Göthe, Weiße, Großman, ꝛc. haben zwey, höchstens drey auszeichnende Stücke geliefert. — Die Meisterstücke im Monströsen der H. H. Klinger, Lenz, Schiller ꝛc. sind wie billig verbannt. — Unter den

*) Caustique.

Stücken vom jüngern Stephanie, Schröder, Bock, Brühl, Jünger, Schink etc. sind einige wirklich vorzügliche, die auf der Bühne sehr gute Wirkung thun; aber das deutsche Publicum überhaupt, und die Wiener besonders scheinen eine unersättliche Sehnsucht nach beständiger Abwechselung zu haben.

Ehemahls entschied der Theater-Ausschuß über die Annahme der Neuen Stücke, wobey es denn manchen derben Strauß zwischen den Richtern und Dichtern absetzte. Der Preiß für ein angenommenes Original-Stück war die Einnahme von der dritten Vorstellung. Im Februar 1789 hob der Kaiser den Ausschuß auf, und überließ es den sämmtlichen — männlichen und weiblichen — Mitgliedern des Theaters, sich einen Director zu wählen. Durch eine große Mehrheit von Stimmen wurde Brockman gewählt, der nun alle Rechte und Obliegenheiten des ehemahligen Ausschußes ausübt. Er ist einziger Richter über die Annahme der neuen Stücke, und hat neben einigen anderen Veränderungen auch diese gemacht, daß die Dichter nicht mehr die dritte Einnahme haben, sondern mit ihm über einen bestimmten Preis für ihr Stück sich einverstehen müssen.

Man hat, ohne selbst recht zu wissen warum, der Wiener-Bühne, in Nieder-Deutschland, eine Zeitlang den Nahmen National-Theater streitig machen wollen. Was hatte man dazu für einen Grund? Eine National-Bühne heiße ich jene, die in der Sprache ihrer Nation spielt, deren Stücke soviel möglich die Nationalsitten schildern, und für den Genius und das Interresse der sie besuchenden Nation angemessen sind. Dieses hat man endlich auch im übrigen Deutschland eingesehn, und statt der hiesigen Bühne noch länger ihren Titel streitig zu machen, hat

man denselben nun in Berlin, Manheim, München 2c. nachgeahmt, und die dortigen Bühnen ebenfalls National-Theater genannt.

Es ist ein Vergnügen, im Partere zu sitzen, auch noch ehe die Cortine gezogen wird. Die schöne Welt in ihrem Putz, mit der Miene des Vergnügens und der Gefälligkeit, nach der bekannten Grundregel: Spectatum veniunt, spectentur ut ipsae. Ringsherum eine Reihe merkwürdiger Männer: Minister, deren Mienen hohe Plane sprechen, Generale mit Narben im Kampf fürs Vaterland gezeichnet. — Diese, und überhaupt alles, was sonst immer die ernste Miene der Geschäftigkeit trägt, hier in dem Mittelpunct der Zerstreuung, des Scherzes, und der traulichen Geselligkeit versammelt, lachen, scherzen, liebeln, tändeln zu sehen: O! es ist ein Anblick, der mir oft eben so viel gilt, als das wirkliche Schauspiel auf der Bühne.

Ein Theil des Parterre hat sich an eine niedrige, tückische Unart gewöhnt, die nahe an Ungezogenheit gränzt. Wenn in einem Stücke Ausfälle auf den Adel geschehen, klatschen die Hohlköpfe ihren plebeischen Beyfall dazu. Man weiß wohl, daß manches adeliche Geschöpf Thorheiten begeht und an sich hat, aber der ganze Stand ist eine ehrwürdige Sache. Darum, liebes Publicum von Wien, ehre den Adel; bedenk, daß der Adel dich größten Theils nährt, gegen auswärtige Feinde in kriegerischen Zeiten schützt, und überhaupt deinen Wohlstand vermehrt.

Vor zehn Jahren war das Theater ein Altar, dem jeder Mensch von Geschmack räuchern mußte. Besonders ging diese Religion von Gotha und Hamburg aus. Man machte das Comödienwesen zu einer Wichtigkeit, als ob das Heil der Welt davon abhing: man schlug Mün-

zen, schrieb Bücher zu tausenden, wußte beynahe nichts anders mehr zu reden, als Dramaturgie. Die Comödianten sahen sich für die unentbehrlichsten Leute des Staats an. Dieser Paroxismus ist wieder vorüber; man nimmt heut zu Tage das Theater für das was es wirklich ist: für eine angenehme, geistreiche, und geschmackvolle Unterhaltung.

XLII.

Von der Liebe.

Der Patriarch Jacob diente sieben, und nochmahl sieben Jahre, um sich den Genuß und Besitz seiner geliebten Schönen zu erwerben.

Wenn unsere Weiber aus der ganzen Bibel nichts anderes wissen, so führen sie doch gelegenheitlich dieses Geschichtchen an: es taugt gar zu hübsch in ihren Kramm. Dafür gilt der getreue Patriarch bey unsern heutigen jungen Herren für einen blöden Schäfer.

In der That, der Götzendienst der Weiber hat seine volle Endschaft erreicht. – Welch ein Abstich! wenn man unsere Sitten zum Beyspiel mit jenen aus den Zeiten der Ritterschaft vergleicht. Wie viele Jahre diente da jeder edle Knecht seiner Herzensdame mit unwandelbarer Rittertreue! welche Abentheuer bestand er; wie viele Riesen, Drachen, und Windmühlen bekämpfte er, einzig, um den holden Beyfall aus den schönen Augen seiner Prinzessin zu hohlen! . . . Wir begreifen heute kaum, wie unsere Vorfahren einst so gar lächerliche Pikelhäringe machen konnten. Das Vernünftigste bey dem ganzen Ritterwesen war, daß die Knappen fleißig Minnesold begehrten, und auch treulich erhielten.

Noch im Anfang dieses Jahrhunderts war man

mächtig verliebt. Man schlug sich für seine Schöne auf Leben und Tod; man heirathete, bloß um das eingebildete Glück zu genießen, diesem oder jenem spröden, aber hübschen Lärvchen den Gürtel zu lösen.

Das letzte Flämchen dieser romantischen Liebe ließ sich noch im verflossenen Jahrzehend in einigen Winkeln von Deutschland blicken, da einige Flachköpfe das Fieber der Empfindeley aufwärmten, und in ihren jammervollen Romanen eine Brut pinselhafter Liebhaber ausheckten, deren Thun und Treiben darin bestand, mit ihren eben so pinselhaften Mägdlein zu seufzen, in den Mund zu schauen, zu weinen, und alberne Passionscomödien zu spielen. Diesen Ton konnte in der That niemand besser anstimmen, als ein protestantischer junger Candidatus Theologiä! der in einer steifen Reichsstadt aufgewachsen war. Auch dieser Paroxismus ist wieder vorbey. In Wien hatte er ohnehin nie Wurzel geschlagen; so wie überhaupt in keiner großen Stadt, wo man Weltkenntniß und Lebensart besitzet.

Indessen ist die wirkliche sogenannte Liebe nicht ganz fremde hier. Man findet sie häufig in der mittlern und geringen Bürgerclasse, und unter dem ärmeren Pöbel. Auch die geringern Bedienten aus den mittelmäßigen und gemeinen Häusern, lassen ihr Liebesflämlein nach alter Art brennen; aber doch seltner als die jungen Söhne und Töchter der niedrigen Handwerksleute, ꝛc. Diese Kinder der Natur, die von dem sogenannten Wohlstand keine Begriffe haben, und deren Trieben nichts im Wege steht, als das Sechste Geboth, genießen das Glück der Liebe frey und ungestört nach ihrem Herzensbedürfniß. Wenn sie einmahl einander gewählt haben, ziehen sie unbelauscht und ungescholten auf den Tanzböden,

Spaziergängen, in den Gärten und Wirthshäusern, Hand in Hand umher. Ihre Aeltern, weit entfernt, sie zu stören, sind wohl damit zufrieden, daß sie sich zusammenschicken, und einander die Sonntage und Feyertage kürzen. Wird der Spaß etwa zu Ernst; je nu! so kömmt der Pfarrer, gibt das Paar zusammen; und alle Vettern, Baasen, Gevattern, helfen demselben einen Erwerb zu verschaffen; und so schleppen sie sich dann durch ihr Leben hin.

Ganz anders verhält sich die Sache in den Zirkeln der höhern Stände. Aus diesen ist die Liebe verschwunden. Alle Verbindungen werden dort von rechnenden Vätern oder ehrgeitzigen Müttern gestiftet! das junge Paar ist bloß das Werkzeug, womit die Alten ihre Absichten ausführen. Wenn es sich je fügt, daß ein Paar aus großen adelichen Häusern mit wechselseitiger Neigung zusammen kömmt, so macht dieß eine wirkliche, höchst seltne Ausnahme von der allgemeinen Regel.

Die Leute aus dem Mittelstande, vom Halb=Adel, aus den Familien der Räthe, Dikasterianten, Negozianten, Kaufleute, suchen unter dem Schirm der Liebe, und der darauf folgenden Ehe, entweder eine Stelle, oder ein Capital, das sie bequem nährt und versorgt. Da diese Absichten offenbar sind, und die Braut selbst wohl weiß, daß es nicht bloß um sie allein, sondern noch um eine wichtige Nebensache zu thun ist: so macht sie auch keine Ansprüche auf die ächte Liebe ihres Erklärten, und wird also keineswegs in ihren Erwartungen getäuscht. Sie heirathet ihn aber doch, weil sie dadurch eine Frau wird; freyer leben, ein Haus commandiren — Ce qui plait aux Dames — und regieren, und verwirren kann; und die Wahl hat, sich einen Liebhaber zu halten, der

sie für die gleichgültige Gesellschaft des Herrn Gemahls entschädiget.

Ueberhaupt ist jene alte leidenschaftliche Liebe — eine Hauptangelegenheit unserer Großväter — in unsern Tagen unsichtbar. Der gemeine Mann, welcher eigentlich noch liebt, findet in der Gutherzigkeit seines Mädchens alles was er verlangen kann. Der verfeinerte Mann kennt den ehemahligen Feuerstrom der Liebe nicht: sie treibt ihn nie zu jenen wilden Ausbrüchen von Leidenschaft, die in kleinen Orten noch manchmahl vorfallen. Kein heutiger Wiener von der feineren Gesellschaft wird je den Werther, auch keiner den Tarquin spielen. Man hat seit undenklichen Jahren nur sehr wenige Beyspiele von heftigen Ausbrüchen eifersüchtiger Liebe.

Die cultivirteren Männer, ledigen Standes, haben in der Dogmatik der Liebe den Orakelspruch des weisen Büffon zu ihrem Glaubensbekenntniß gemacht. „O Liebe! ruft dieser große Philosoph auf: „O Liebe! Du einzige und reiche Quelle alles Vergnügens, aller Wollust! warum machest du den glücklichen Zustand aller Thiere, und das Unglück der Menschen? . . . . Es geschieht dieses — antwortet sich der Philosoph selbst — weil bloß das Physikalische in dieser Leidenschaft gut ist; weil das Sittliche darin, trotz allem, was man aus Vorurtheilen zum Behuf desselben sagen kann, nichts taugt ꝛc.

Wer fühlt sich stark genug, dem Philosophen zu widersprechen? . . . Die Hagestolzen zu Wien finden seine Logik unerschütterlich; und ziehen noch folgende Corollarien daraus: Es war eine Thorheit, die Liebe je zum Hochgefühl, zum Gegenstand der Geistesbeschäftigung zu erheben; ein Weib verdient unsere Anhänglichkeit, wenn sie uns durch den reellen Genuß der Liebe beglückt; will

sie aber die Spröde machen, uns vergebens schmachten und lechzen lassen; will sie uns damit aufziehen, daß wir uns glücklich schätzen sollen, wenn wir sie ansehen, ihr Jahre lang den ehrfurchtvollen Sklaven machen, das Werkzeug ihrer Launen seyn; und wenn es mit ihrer lächerlichen Gnade hoch kömmt, ein Pfötchen bedecken dürfen: so ist sie eine abgeschmackte Thörinn, die man ins Reich der Romane verweisen muß; wo sie sich einen kleinstädtischen Gecken suchen mag, der ihr den Leander mache. Ein Mann von Kopf würde sich prostituiren, wenn er seine Zeit und seine Freundschaft an eine solche Marionette verschwendete.

Ganz unrecht mögen diese Herren nicht haben!

XLIII.

Galanterie.

Die Galanterie, Liebeley, oder Löffeley — nach einem österreichischen Ausdruck — ist bey der schönen und feinen Welt an die Stelle der Liebe getreten.

Ich glaube, die ersten Leidenschaften unserer heutigen Weiber von der höhern Classe stehen ungefähr in folgender Stuffenleiter;

Eitelkeit,
Eifersucht,
Zerstreuung,
Liebesgenuß, rc. rc.

Die Eitelkeit hat den ersten Platz, das ist ausgemacht. Wer die Forderungen derselben ununterbrochen und nachdrücklich befriedigen kann, der ist sicher, alle seine Nebenbuhler von der Seite seiner Göttinn zu verdrängen.

Ein anderes Axiom ist, daß ein Liebhaber, der Kut-

schen und Pferde besitzt, jedem Fußgänger den Weg zum Herzen der Schönen abrennt.

Chloe will den rasendsten Deutschtänzer, Emilie den ausharrendsten Spieler, Daphne die neuesten Modespielzeuge, Iris jeden Tag eine neue Spazierfahrt, Philine die ersten Logen in den Spectakeln, Amarante den Vortritt auf den Bällen &c. &c. &c. Seyd Ihr der Held für diese Launen, wohl euch! das Schnupftuch der weiblichen Gunst trifft euch allein unter zwanzig anderen, deren Verdienst weiter nichts ist, als etwa der kahle Vorzug eines guten Kopfes und guten Herzens.

Eins der süßesten Eitelkeitsspiele mancher Damen besteht darin, daß sie trachten, so viele Sclaven als möglich an sich zu ziehen, sie an ihren Triumphwagen zu spannen, und damit auf den Lustplätzen und Spectakeln zu paradiren. Da nun Wien beständig von einem Heer müßiger Hohlköpfe wimmelt, die ohnehin nichts besseres zu thun wissen, und sich unendlich gekitzelt finden, wenn sie am Putztisch und in den Logen mit den Weibern tändeln, in den Alleen des Augarten und Belvedere den Arm herleihen, und ein paar Fächerknippchen erhaschen können: so fehlt es an solchen Geschöpfen nicht. Aber die Meineidigen halten es nicht lange aus; sie reissen sich von einem Wagen los, um an einem andern zu ziehen, und plaudern dann Geheimnisse herum, die man ihnen wenigstens zur Hälfte glaubt, weil ihr Dienst doch einiges Lohnes werth seyn muß.

Diese launenhafte Eitelkeit hat natürlicher Weise auch die Männer an eine Flatterhaftigkeit und Geringschätzung der Weiber gewöhnen müssen, die nun unter einer gewissen Classe von Leuten durchaus Ton ist. Da man sieht, daß man bloße Puppen vor sich hat, so will man

auch nichts weiters mit ihnen als tändeln und spielen. Man schmeichelt ihren Launen eine kurze Weile, bis man seinen Zweck erreicht hat; dann lacht man über das eitle Geschöpfchen, hüpft von ihr weg zu einer andern; fängt dort die nähmliche Rolle von vorne an, endet sie auf gleiche Weise, und durchläuft so den ganzen Kreis der galanten Weiber.

Dank unsern geschmeidigen Sitten, unserm lachenden Ton, unserer verfeinerten Denkungsart! Sie haben uns von der Verzweiflung nicht erhörter Liebe, von den Mißhandlungen weiblicher Felsenherzen, von dem Joch tyranischer Reitze erlöst. Niemand macht heut zu Tage in der Großen Welt eine jämmerlichere Figur als ein schmachtender Liebhaber. . . . Dieses Stumpfnäschen, jener schlanke Wuchs, dort das Talent liebelnder Neckerey, hier die Gabe Empfindungen auszukrammen, ein niedlicher Fuß, ein wallender Busen rc. reitzen eure Lüsternheit: je nu, macht den Galanten, facht die Eitelkeit eurer Göttinn an, und — befriediget sie; so habt ihr gewonnen. Aber hütet euch, zu lange auf dem nähmlichen Altar zu opfern; denn solltet ihr auch ungemodelt genug seyn, euch nicht selbst bald wieder nach Abwechslung zu sehnen, so würdet ihr doch damit der Göttinn beschwerlich fallen: zieht euch zurück, ehe die lange Weile beyde ergreift, so macht ihr die Eifersucht rege, und durch dieses Mittel könnt ihr noch einmahl wieder an der nähmlichen Thüre pochen, wenns euch darnach gelüstet; da hingegen nach einmahl erregter Langweile der Knoten auf immer zerhauen ist.

Diese Tändelhaftigkeit, womit man die Weiber und ihre Gunstbezeugungen behandelt, setzt die echte entschlossene Tugend in die vollkommenste Sicherheit. Man

achtet es nicht mehr der Mühe werth, sich ausschliessend für dieses oder jenes Weib unabwendig aufzuopfern, läßt sie ruhig, sobald man sie entschlossen findet; verehrt im Stillen ihre Tugend, und bringt seine Opfer einem gefälligern Wesen, von dem man sicher ist, erhört zu werden. . . . . Gewaltthätigkeit, Weiber- und Mädchenraub, oder dergleichen, in vorigen Jahrhunderten nicht ungewöhnliche Auftritte, sind die Dinge, auf die man nun keine fürchterliche Strafen mehr zu setzen nöthig hat, da unser Herz weiter geworden ist, und die Galanterie sich allenthalben beeifert, unsere Leiden zu mildern, und unsere Wünsche zu erhören.

Aber wehe einer bekannten Kokette, wenn sie sich etwa einmahl einfallen läßt, die Spröde zu machen. Ihre Strafe ist allgemeiner Spott. Ich hörte neulich zwey galante junge Männer, wie einer dem andern auf diesen Fall ein Recept gab. Es lautet ungefähr so:

Ins Ohr gesagt, ich weiß Dir ein Arkan.
Du willst es mitgetheilt? Wohlan!
Verachten, Brüderchen, Verachten,
Dieß ist die ganze Kunst! — Du betest Chloen an,
Ein saures Blickchen macht dich schmachten;
Ein Lächeln ist genug dem Zevs dich gleich zu achten?
Du armer Mann? Wenn sie dich quälen will,
Blickst du sie sterbend an, und hältst ihr still?
Verachten, kleiner Thor! Verachten!
Probatum est! von den Remediis
Amoris, glaube mir, hilft keines so wie dieß!
Sie starrt dich an mit Augen von Medusen;
Versteinert, denkt sie, werdest du
Zum Zeichen dastehn! — aber du

Du bist kein Geck, du hast Aes triplex um den Busen,
Und issest, trinkst, und pflegst der Ruh,
Und, statt der Quälerin was dummes vorzuweinen,
Gehst du davon auf zwey gesunden Beinen.

XLIV.

Abnahme der Ehen.

Das unbehaglichste, bitterste Verhängniß eines Mädchens scheint mir zu seyn, wenn sie ungeliebt und unvermählt verwelken, und als eine veraltete — Jungfer sterben muß.

Ich bitte, dieses nicht für Spötteley zu nehmen, weil es gewöhnlich Ton ist, über diese Materie nur zu scherzen und zu spotten. Ich spreche im Ernste. Ein weibliches Geschöpf, das keine Kinder zur Welt bringt, entspricht schlechterdings seiner Bestimmung und Wesenheit nicht.

Trauriger Gedanke! Unter allen Geschöpfen des ganzen Thier- und Pflanzen-Reiches bleiben von keiner einzigen Art so viele Weibchen unfruchtbar, als von unserm eingebildet erhabenen Menschengeschlecht . . Und diese große Sterilität ist keine Wirkung natürlicher Ursachen, sondern eine Folge unserer hohen, gesellschaftlichen Cultur! . . . Noch trauriger!

Die Ehen nehmen allenthalben ab: dieß beweißt uns jeder Geograph und Statistiker mit seinen Tauf- und Kopulations-Listen in der Hand; und er hat Recht. Vorzüglich bestätiget sich diese Rechnung in großen Städten.

Dieß ist auch das Schicksal Wiens. . . Wo liegen die Quellen dieses unnatürlichen Zustandes? Einige da-

von sind offen genug, um jedermann in die Augen zu fallen. Die Eitelkeit der Weiber, ihre unersättliche Putzsucht, ihre ewigen Zerstreuungen, ihre bodenlosen eingebildeten Bedürfnisse, schrecken manchen biedern Mann von den Freuden des Ehebettes zurück. So straft sich das Weibergeschlecht selbst für seine zu weit getriebene Eitelkeit. . . . Von einer andern Seite vermehrt die Einschränkung und Ungewißheit der Pensionen, den Haufen der Ehescheuen. Die Erhaltung mancher Stelle in den Häusern der Großen ist mit der Bedingung der Ehelosigkeit verknüpft. Diese Umstände machen, daß eine zahlreiche Classe von Leuten sich es zum System gemacht hat, nicht zu heirathen, so wie auch die Classe der Künstler, und anderer nicht bürgerlich angesessener Leute.

Endlich ist auch die Unauflöslichkeit unserer Ehen ein Signal des Schreckens für manchen Mann, der seine Ruhe und Gesundheit liebt. Leider ist das heilige Sacrament ein Griff in den Glückstopf, wo gegen Einen Treffer neunzehn Nieten liegen. Hat man nun einmahl den Teufel des Zankes, der Buhlerey, der Verschwendung, oder einen andern von den hundert Teufeln der hundert Hausplagen, bey sich im Bette: dann Gott befohlen, Ruhe, Zufriedenheit, Lebensgenuß! da hilft kein Exorzismus. Das einzige Mittel gegen diese Ungemächlichkeiten, unsere Ehescheidung, wie unzureichend, wie schlecht kalkulirt ist sie! — Die beyden Unzufriednen trennen sich, dürfen nicht wieder heirathen, leben in einem Zustand von Gewaltsamkeit, und werden durch die unbehagliche drückende Einsamkeit zu neuen Unordnungen gereitzt.

Maria Theresia war bekanntlich eine unbegränzte Beförderinn der Ehen. So strenge sie gegen den unsa-

kramentalischen Genuß der Liebe eiferte, so thätig unterstützte sie den sakramentalischen. Sie vergab manche Stelle, manche Pension, bloß um ein liebendes Paar in das Ehebett zu bringen. Sie that aber auch mehr, als bloß dem schmachtenden Mädchen einen Mann, oder dem liebekranken Jüngling ein Weibchen zuzuführen; sie sorgte für die ganze arme junge Welt, die unter ihrem Horizont lebte: es ist notorisch, daß sie beständig für mehr als drey Tausend dürftige Kinder Kostgeld bezahlte.

XLV.

Falsche Schlüsse.

Unläugbar ist, daß gewisse Verfügungen in der Staatsökonomie an der Verminderung der Ehen Theil haben; und daß man diese durch gewisse, nicht sehr beträchtliche Aufopferungen leicht um ein merkliches befördern könnte.

Man gesteht dieses; vielleicht aber scheinet manchen, daß man aus der sehr häufigen Vermehrung der Ehen in der Hauptstadt eben keine großen Vortheile zu erwarten habe, weil die daselbst erzeugten Kinder doch nur eine schwächliche, verzärtelte, oft schon vor ihrer Geburt mit untilgbaren Krankheiten angesteckte Generation ausmachten; daß hingegen die Population auf dem Lande den wahren Kern der Nation liefere.

Diese Behauptung ist wahr; aber die Schlüsse welche man daraus zieht, sind falsch. Es ist eine allbekannte Sache, daß in großen Städten stäts mehr Menschen sterben als geboren werden; und daß der daher entstehende Menschenmangel durch den Zufluß vom Lande muß ersetzt werden. Je mehr nun die Ehen in der Hauptstadt abnehmen, desto größer muß der Zufluß vom Lande seyn,

Der in der Stadt geborne Schwächling ist freylich ein jämmerlicher Wicht, aber er ist doch für die Geschäfte derselben stark genug; und fehlt es an städtischen Schwächlingen zur Besetzung der nöthigen Plätze und Arbeiten, so muß man desto mehr robuste gesunde Menschen vom Lande herein nehmen, die also eben dadurch auf immer für den Landbau und für die dortige Population verloren sind.

Die Hauptstadt muß ihre Menschenmenge immer voll haben; und eben darum ist es nicht ganz gleichgültig, ob jährlich tausend Menschen mehr oder weniger darin geboren werden, weil sie beym Mangel an eigener innerlicher Rekrutirung jährlich Tausend Landleute mehr verschlingt, die dann mit ihren arbeitsamen Händen und mit ihrer gesunden Nachkommenschaft auf immer für den Ackerbau verschwunden sind. Schon in zwanzig Jahren macht dieß eine wichtige Rubrike in der politischen Rechenkunst.

XLVI.

Wohnungen, Miethzimmer.

Die Wohnung ist einer der wichtigsten und theuersten Artikel in Wien.

Das größte Privat-Gebäude inner den Linien ist das Stahrembergische Freyhaus, außer dem Kärntnerthor, zu Anfang der Vorstadt Wieden. Kaiser Leopold schenkte dem Grafen Rüdiger Stahremberg, zur Belohnung für die tapfere Vertheidigung Wiens gegen die Türken, den Grund zu diesem Hause, entzog das Haus selbst der gewöhnlichen Gerichtsbarkeit des Magistrats, unterwarf es der Landschaft, und befreyte es auf ewige Zeiten von allen Abgaben und Beschwerden. Eine höchst wichtige Ru-

brike in Wien! denn, obschon die Fronte des Gebäudes gegen die Straße zu nicht sehr ungeheuer scheint, auch nur zwey Stockwerke hoch ist: so behaupten Kenner doch, daß wenigstens für dreytausend Menschen Wohnplätze darinen seyen. Gegenwärtig trägt dieses Haus seinem Besitzer jährlich 15000 fl. ein, folglich ist es immer so viel werth, als manche Grafschaft des h. r. Reichs.

Dergleichen steinerne Grafschaften gibt es in Wien mehr. Vom Trattnerischen Haus ist bekannt, daß es so viel eintrage wie zum Beyspiel das Fürstenthum Hechingen in Schwaben. Ein Haus für eine Kavaliersfamilie, vom ersten und zweyten Rang, kostet jährlich 5000 bis 6000 Gulden. Und ein gleich großes Haus, daß nicht bloß für Eine große Familie, sondern für Leute vom Mittel- und Bürgerstand in vielfältige Wohnungen eingerichtet ist, trägt noch mehr ein; darum schaffen alle diejenigen, welche die aufgehobenen Klöster gekauft haben, diese Gebäude nicht in glänzende Palläste um, sondern formiren ein halbes hundert von bürgerlichen Wohnungen, Werkstätten und Kaufbuden daraus. Da das ehemahlige Himmelpfortkloster niedergerissen, und neu umgebaut wurde, miethete man die Wohnungen schon aus dem bloßen Riß.

Es ist ein bekanntes Axiom, daß derjenige ein reicher Mann ist, welcher in der Stadt Wien ein schuldenfreyes Haus besitzt; darum macht hier der Besitz eines Hauses einen eigenen Stand aus, der seinen Mann wohl nährt, dessen Prädikat in öffentlichen Akten und in der Todtenliste ist: bürgerlicher Hausinhaber . . . . . Daß es ein vortheilhafter, vom Himmel gesegneter Stand sey, ein Hausherr zu seyn, beweist sich aus einem bey dem Volke allgemeinem gangbaren Ausdrucke. — Wie man im Reich

draussen, nähmlich in Schwaben, Franken ꝛc. von einem behaglich lebenden, wohlgenährten Mann sagt: er hat einen Prälatenkopf, einen Dommherrnbauch; so sagt man in Wien von einem ähnlichen Glücksgünstling: er hat einen Hausherrnbauch.

Die größern Bürgerhäuser auf dem Graben, Kohlmarkt, Hof, Stock im Eisenplatz, in der Kärtnerstraße, tragen des Jahrs immer ihre 6000 bis 8000 Gulden. Ein bloßes Kaufmannsgewölb auf dem Graben oder Kohlmarkt kostet 700 bis 900 Gulden. Eine ordentliche Wohnung für eine Familie, die eine Kutsche mit 2 Pferden hält, in einer mittelmäßigen Straße, im ersten oder zweyten Stockwerk, kostet 800 bis 1200 Gulden.

Mit Carl dem V. — wo ich nicht irre — kam der Gebrauch aus Spanien nach Wien, daß jeder Hausinhaber das zweyte Stockwerk dem Hof zur Einquartirung der Hofbeamten unentgeltlich überlassen mußte. Dieß dauerte bis zum Tode Marien Theresiens, und war für die männlichen und weiblichen Günstlinge am Hof eine reiche Quelle von Geschenken, weil man ein desto hübscheres Quartier erhielt, je verschwenderischer man jenen Geschöpfen opferte. Der Kaiser hob diese den Hausbesitzern sehr lästige Dienstbarkeit auf, und fordert dafür eine jährliche Abgabe an Geld, wobey aber die Hausherrn alle gewonnen haben, die meisten die Hälfte, einige vollends zwey Drittheile, weil sie jetzt etwa 300 fl. an den Hof für ein Quartier bezahlen, das sie für 700 vermiethen.

Der zu ebener Erde (rez de chaussée) liegende Theil des Hauses wird beynahe in der ganzen Stadt Wien nicht bewohnt; er dient zu Kaufbuden, Zechstuben, Stallungen, Werkstätten, Magazinen, Apotheken, Kaffehschenken ꝛc. ꝛc. Auch wird er nicht unter die Stockwerke des

Hauses gerechnet, sondern diese fängt man erst ober der ersten Treppe zu zählen an. Das erste Stockwerk aber, ob es schon die Bequemlichkeit hat, daß man nur Eine Treppe dazu hinansteigt, wird doch nicht für den beßten Theil des Hauses gehalten, weil die Zimmer, wegen den darunter liegenden Gewölben schwerer zu heitzen sind, weil sie dem Staub von der Straße, den Ausdünstungen der Ställe und Cloaken mehr ausgesetzt, und dem rollenden, das Haus erschütternden Getöse der vorüber, der aus- und einfahrenden Wägen, unterworfen sind, auch in den engeren Gassen den kürzesten Tag haben, und die Beleuchtungskosten vermehren.

Man hält das zweyte Stockwerk für die bequemste Wohnstelle; und darum ist sie auch die theuerste. Von diesem Standpunct an nehmen die Miethtaxen wieder ab: je mehr Treppen man steigen will, desto wohlfeiler wohnt man, desto bessere Luft und hellere Aussicht hat man; aber die Bedürfnisse der Erde, Holz, Wasser ꝛc. in diese Himmelsgegenden zu bringen, das kostet Schweiß. Und so, wie mit der Treppenzahl die Miethe abnimmt, so steigt dagegen der Lohn des Gesindes, das des Tags zehnmahl anderthalb hundert Stufen auf und ab zu steigen hat.

Wer sich schon einige Wochen in Wien aufhalten will, der sucht am zweyten Tag nach seiner Ankunft sogleich ein Miethzimmer. Es hangen zu allen Zeiten des Jahrs an den Thüren vieler Häuser geschriebene Blättchen, die — meist in einer jämmerlichen Ortographie — eine ganze Wohnung, oder einzelne Zimmer und Kammern anbieten. Am häufigsten sind diese Zettel vierzehn Tage nach St. Georgs-Tag, und vierzehn Tage nach St. Michaels-Tag welches die zwey allgemeinen Termine sind, wo

ein Viertheil der Stadt seine Standquartiere wechselt. Wer nicht Familie hat, und ökonomisch leben will, der nimmt ein einzelnes Zimmer. Dieses kostet in der Stadt, im ersten, zweyten und dritten Stockwerk, im geringsten Preise monathlich einen Ducaten. Dafür hat man ein Räumchen von 120 Quadrat-Schuhen, worin ein Bett, ein Schubladkästchen, ein wackelndes Tischchen, und ein paar veraltete Stühle stehen: die Aussicht in einen dumpfen Hof, oder in ein enges Gäßchen. Will man schon ein Zimmer mit zwey Fenstern, mit der Aussicht auf eine lichte Straße, mit einigen Mobilien verziert, und mit einem eigenen Eingang: so findet man es nicht unter zwey Ducaten monathlich. Die Dienstmagd vom Hause, welche das Bett macht, das Zimmer putzt, auch allenfalls das Frühstück bereitet, bekömmt monathlich acht Groschen.

Dieß alles versteht sich bloß von der eigentlichen Stadt; in den Vorstädten ist man wenigstens um ein Drittheil wohlfeiler.

In den höchsten Regionen der Stadt, in den Dachstuben und unter den Dachböden, nisten die ärmern Gattungen der Schneider, Kopisten, Vergolder, Notenschreiber, Bildschnitzer, Mahler ꝛc. die zu ihren Arbeiten vieles und beständiges Licht nöthig haben. Diese Dachböden wimmeln oft von ganzen Heerden von Kindern, die durch ihre Zahl und ihre unaufhörlichen Bedürfnisse den armen Vater meistens eben so sehr ängstigen, als es den unten im prächtigen zweyten Stockwerk wohnenden reichen und vornehmen Mann ängstiget, seiner Familie nicht einen einzigen Erben verschaffen zu können.

XLVII.

Weinkeller.

Wenn der arme Mann in der Dachstube ganze Tage, manchmahl halbe Wochen lang, mit mühsamer Arbeit bloß unter seinem Weib und Kindern zugebracht, und einige Groschen erübriget hat; steigt er Abends von seinem Thurm auf die Erdfläche herunter, steht ein Weilchen unter dem Hausthore still, um das Gewühl der Vorübergehenden zu betrachten; und steigt dann noch 30 Stufen unter die Erde, in einen Weinkeller hinab.

Die gewöhnlichen Weinkeller in Wien dienen zugleich zur Zechstube, wo sich Abends die niedrigern Menschen-Classen versammeln, und ihr Nachtmahl einnehmen. Man sitzt dort zehn Ellen tief in einem unterirdischen Bombenfesten Gewölbe, bey ewigen Kerzenlichte. Die Atmosphäre dieser Höhle ist ganz mit Weindünsten schwanger, so daß man außer dem Glase auch noch mit dem Athem durch Mund und Nase Wein in sich zieht, welches macht, daß die Gäste in diesen Kellern viel eher berauscht werden, als an andern Orten. Man schenkt Wein von 6 bis 12 Kreuzer die Maß, und bedient die Gäste auch mit Käse, kalten Fischen, Würsten ꝛc. Die Kellerknechte sind schmutzige, nach Weinhefen riechende Bengel, die entweder sehr kupfrig oder todtenblaß aussehen, weil sie gleichsam im Wein schwimmen, und selten in eine frische durchziehende Luft kommen.

Der bekannteste dieser Keller ist der sogenannte Seizerkeller unter den Tuchlauben, der ehemahls eines Klosters Eigenthum war, nun aber einem vermögenden Bürger angehört. Man sitzt dort zwischen ungeheuern Fässern, mit faustdicken eisernen Reifen beschlagen, die den

ganzen Keller überschwemmen, und die Gäste in einer Fluth von rothen und weißen Wein ersäufen würden, wenn einst jene Reiffe plötzlich absprängen. Die Kellerleute scheinen sich mit der Sonne verfeindet zu haben, denn sie sehen ihr Licht nie, sondern leben in einer ewigen Nacht in ihrem unterirdischen Weinlabyrinth.

Man verbrennt in diesem Keller jährlich gegen 18000 Kerzen.

XLVIII.

Bierhäuser.

Es wird in Wien beynahe eben so viel Bier als Wein getrunken.

Dieses sollte man in der Hauptstadt eines eigentlichen Weinlandes, wie Niederösterreich ist, nicht vermuthen.

Es muß also wohl doch etwas Wahres an dem seyn, was viele arme Leute behaupten: da sie Abends nichts Gekochtes zu essen vermögen, so haben sie nur zwischen einem Glas Wein und Glas Bier zu wählen, welches mit einem Stück Brod, und etwa noch Käse, kaltem Fleisch, oder so was gewürzt wird. Der wohlfeilste Wein kostet doch so viel als das mittelmäßige Bier; dieser Wein, für 6 Kreuzer die Maß, ist, wie man wohl denken kann, ziemlich herbe und sauer. Statt sie zu sättigen, vermehrt er vielmehr, durch seine beitzende und zehrende Kraft, den Hunger, und verursacht in der Nacht Hitze und Durst. Dagegen gibt ihnen ein gleich großes Glas Bier mehr Fette und Nahrung, und gewährt ihnen durch seine betäubenden Ingredienzen einen festen tiefen Schlaf. Und in dieser Ueberzeugung trinken sie,

besonders in den Sommer-Monathen, viel mehr Bier als Wein.

Indessen ist es nicht bloß die dürftigste Menschen-Classe, die den Wein vorübergeht, und sich in die Bierhäuser eingewöhnt; Lakayen, Studenten, Künstler, Kanzelleyleute, mittlere Bürger, die alle es wohl vermöchten, ein Glas Wein zu trinken, bringen ihre Abende in Bierhäusern zu. Darum sind diese auch viel besser eingerichtet, als die Weinkeller. Es gibt einige darunter, die damastne Wandtapeten haben, und mit marmornen Tischen, Wandspiegeln und kristallnen Kronleuchtern verziert sind.

Diese Bierhäuser sind, nebst den Kaffehhäusern, die eigentlichen Tempel der politischen Kannegießereyen. Die Leute welche sie besuchen, dünken sich schon etwas von der Stimmung der Cabinette zu wissen, und mischen sich desto mehr in die Schlichtung der großen Welthändel, je weniger sie von denselben errathen. Die vielen Lakayen erzählen beym belebenden Glase fleißig diese und jene Anekdote, dieses und jenes zweydeutige Wort, was sie bey der Tafel ihrer Herrn, oder sonst aufgefangen haben. Darüber wird dann die gehörige Masse von politischem Senf gegossen; man schließt Allianzen, läßt Flotten auslaufen, Armeen marschiren, Potentaten sterben oder reisen rc. Und je lebhafter die Unterhandlungen gehen, desto angenehmer schmeckt das Bier.

Die Zahl dieser Häuser beläuft sich über 500. Da die Tranksteuer auf den Wein aufgehoben ward, blieb sie doch bisher noch immer auf dem Bier; vermuthlich, um die Bierconsumption zu vermindern, und die Oesterreicher mehr an ihr natürliches Getränk, den Wein, zu gewöhnen.

XLIX.

Institut der Taubstummen.

Der Kaiser, welcher auf seinen vielen Reisen allenthalben alles besieht, was der Aufmerksamkeit eines denkenden Kopfes, besonders eines Landesregenten würdig ist, besuchte bey seinem Aufenthalt in Paris auch die Schule des Abbt l'Epee; entschloß sich, in seiner Residenz ein ähnliches Institut zu erschaffen, und erschuf es.

Dieses Institut besitzt jetzt aus Gnade des Kaisers drey Häuser. Das Wohnhaus der Taubstummen, auf dem Dominikaner Platz führt die Aufschrift:

Surdorum Mutorumque
Institutioni et Victui
Josephus II. Aug.
MDCCLXXXIV.

Ich habe die gedruckte Anzeige von der Jährlichen Prüfung der Taubstummen, vom Jahre 1784 vor mir, der ich auch beygewohnt habe.

Der Director und erste Lehrer des Instituts ist Hr. Stork, Weltpriester. Die Zahl der vom Institut unentgeltlich unterhaltenen Taubstummen ist von Sr. Majestät auf 30 zwar bestimmt, aber doch nicht eingeschränkt. Wer einen Taubstummen über diese Zahl ins Haus bringen will, bezahlt die jährliche geringe Summe von 100 fl. für Kost, Kleidung, Unterricht und alles überhaupt.

Ueber die mechanische Art des Unterrichts, dessen mehrere oder mindere Güte, kann ich nicht urtheilen. Herr Stork lernte sie vom Abbt l'Epee selbst.

Ueber die Gegenstände des Unterrichts macht man einige Einwürfe. Der Unterricht besteht in der Sprach-

lehre, Religionslehre, Naturlehre, Seelenlehre, und Rechenkunst. . . Man fragt z. B. wozu die mancherley spekulativen Fragen in der Religionslehre für Taubstumme nützen. Man will nicht glauben, daß die Taubstummen je abstracte Ideen aus der Seelenlehre werden fassen können. . . Taubstumme sind nun einmahl leider von der Natur verwahrlosete, stiefmütterlich behandelte Kinder. Nie werden sie die Einsichten und Vollkommenheiten ganz gut organisirter Kinder erhalten; der Zweck ihres Unterrichts kann kein anderer seyn, als sie, soviel es möglich ist, zu tauglichen Mitgliedern der Gesellschaft zu machen, daß sie dem Staat nicht zur Last fallen, sondern sich ihre Nahrung auf irgend eine Art selbst verdienen können.

Wozu also die speculativen Weitläufigkeiten in der Sprachlehre, Religionslehre, die sie vermuthlich nie begreifen werden? Wozu die Naturlehre für ein halbes hundert von Taubstummen, da so viele hunderttausende von vollkommen gut organisirten Kindern nichts davon zu wissen bekommen? . . . Lehrt ihnen so kurz als möglich eine praktische Religion, daß heißt, eine Kenntniß von dem, was im gesellschaftlichen Leben Recht und Unrecht ist, und ein gutes, seinen Mann nährendes Handwerk, wozu sie nichts weiter als ihre Arme brauchen; und damit genug.

Es sind nun schon zwey Jahre, daß man in diesem Institut auf einen sehr glücklichen Gedanken gerathen ist: dieser besteht in der Errichtung einer Buchdruckerey zur Beschäftigung und zum Nutzen des Instituts. Dieß ist eine vortrefliche Anstalt, ganz den Fähigkeiten dieser Leute angemessen. Die Mädchen lernen die gewöhnlichen weiblichen Handarbeiten für die unteren Stände;

und nebenher ist auch eine Bandfabrike angelegt, wo-
bey sowohl die Mädchen, als auch jene Knaben arbeiten,
die man nicht alle bey der Buchdruckerey beschäftigen
kann.

In der Tagesordnung sind zwey ebenfalls nicht ganz zweckmäßige Puncte. Um 7 Uhr Morgens verrichten die Taubstummen ihr Morgengebeth; und dann gehen sie noch obendrein in die Kirche zur Messe. Wozu das alltägliche Messehören, da sie schon zu Hause bethen! Es ist zu bedauern, daß unsere geistlichen Herren nie eine öffentliche Anstalt besorgen können, ohne zugleich eine Dosis von überflüßiger Andächteley mit beyzumischen. Tägliches Messe hören ist nicht von der Kirche vorgeschrieben; und wenn es doch gefordert wird, so geschieht es in den Kinderjahren aus mechanischer Gewohnheit, und bey reifern Jahren aus andern Absichten, die wir täglich vor Augen haben, und die wahrlich zur Heiligkeit der Messe nichts beytragen. . . . Will Hr. Stork diesen müßigen Kirchenbesuch nicht einstellen, so soll man es ihm von oben her befehlen.

Laut der gedruckten Anzeige gehen die Taubstummen täglich spazieren. Ferne sey es von mir, daß ich sie um diesen Spaziergang beneiden wolle; aber ich zweifle, ob sie bey ihrem Austritt aus dem Institut in eine Lage kommen, die ihnen den in diesem Hause angewohnten täglichen Spaziergang erlaubt. Und bleiben sie auch allenfalls darin, so ist es ganz gegen den Geist des gewöhnlichen bürgerlichen Lebens, daß sie täglich auf eine Stunde von ihren Pressen und Schriftkasten weglaufen, um spazieren zu gehen. — Wenigstens wissen die übrigen Buchdruckerjungen nichts von diesem Privilegium. Wenn sie Sontags und etwa noch einmahl die Woche

in ihren Garten in die Leopoldstadt gingen, möchte es für Leute, die bestimmt sind, von ihrer Handarbeit zu leben, genug seyn.*)

L.

General=Seminarium.

Der hochwürdige Clerus war, wie männiglich weiß, weiland ganz seiner eigenen Willkühr und selbstbeliebigen Richtung überlassen. Er konnte inner seiner Klostermauern, und auf seinen theologischen Bretterthronen, Lehrsysteme aushecken, lehren, predigen, und beschwören, welche er wollte. Man hielt dieß für eine dem Staat sehr gleichgültige Sache, die sich kaum der Mühe lohnte, darauf zu sehen, oder man achtete die Sacrosancta Theologia, das Jus sacrorum Canonum, und die Historia Ecclesiae für zu hoch heilige Dinge, als daß ein ungeweihter Mann es wagen durfte, etwas in diesen Sachen mitzusprechen oder zu verordnen.

Diese blinde Indolenz, machte sich dann der Priesterstand — wie heut zu Tage ebenfalls männiglich bekannt ist — gar vortrefflich zu Nutze. Er demonstrirte aus seinem canonischen Recht so viele Immunitäten auf einer Seite, und so viele Titulos acquirendi auf der andern, daß er mehrere und sicherere Wege erhielt, Schätze zu sammeln, als jeder Landesregent.

Um dieser Usurpation ein Ende zu machen, mußte man das Lehrsystem des Clerus dem allgemeinen Staats=

---

*) Der tägliche Spaziergang ist nun auf drey Tage die Woche eingeschränkt; aber das tägliche Messehören besteht troz gut gemeinter Erinnerrungen noch.

system unterordnen. Dieß that man in Oesterreich durch Errichtung der General-Seminarien, davon jede der größeren Provinzen ein eigenes hat.

Die darin lebenden jungen Leviten haben Männer zu ihren Wegweisern, auf deren lichte Denkungsart und geläuterte Grundsätze der Staat vertrauen kann; sie besuchen die Vorlesungen über die ihnen nöthigen Wissenschaftszweige in den öffentlichen Universitäten und Schulanstalten; sie werden in ihrem Institut zu den Verrichtungen ihres künftigen Standes geübt und vorbereitet. Auch alle junge noch existirende Mönche müssen ihre geistlichen Studien und Vorbereitungsjahre in den Seminarien aushalten. Man hört nicht mehr in diesem Saale ad mentem divi Thomae, in jenem ad mentem Scotti, Augustini, Bonaventurae et. ergotiren. Die Laxisten, Probabilisten, Probabilioristen, Tutioristen, Rigoristen, und wie alle die Narren in isten hießen, sind verschwunden. Die Lehrbücher sind einförmig nach Vernunft, Schrift, Sittlichkeit und dem Wohl der bürgerlichen Gesellschaft und des Staats eingerichtet.

Das General-Seminarium in Wien ist in dem ehemahligen akademischen Collegio der Jesuiten. Der Eingang führt die Aufschrift:

Instructioni Cleri
Religionis Firmamento
Vovit Josephus II. Aug.
MDCCLXXXIII.

Die Seminaristen müssen fünf Jahre lang in diesem Hause bleiben, sehr mäßig leben lernen, und sich ihres ehrwürdigen Standes vollkommen würdig machen. Neben den theoretischen Studien ist das Predigen in ihrer

Kirche eine der Hauptbeschäftigungen. Man muß gestehen, sie haben schon vortreffliche Arbeiten in diesem Fach geliefert: Schade daß sich einige durch öffentlichen und privat Beyfall verleiten lassen, ein bischen eitel zu werden; so wie es überhaupt nicht ganz überflüßig wäre, wenn sie von ihren Vorstehern erinnert würden, etwas mehr Bescheidenheit und Freundlichkeit gegen das Publicum zu bezeugen. Es wäre schlimm, wenn sie sich zum lebendigen Beweis des „Scientia inflat" hinstellen wollten.

Gut würde es seyn, wenn man die ohnehin nahe gelegene Dominikaner Pfarre mit dem Seminarium vereinigte, weil durch diese Anstalt die Seminaristen mehr Gelegenheit hätten, sich in allen pfarrlichen Funktionen practisch zu üben.

LI.

Allgemeines Krankenhaus.

In der Vorstadt, die Alstergasse genannt, steht das größte aller öffentlichen und Privatgebäude von ganz Wien. Es führt zur Aufschrift:

Saluti et Solatio
Aegrorum.
Josephus II. 1784.

Es waren ehedem mehrere Kankenspitäler in verschiedenen Gegenden von Wien. Man hat sie alle zusammen gezogen, und dieses einzige daraus gebildet. Der Umfang des Gebäudes ist ungeheuer: es enthält mehrere Höfe, wovon einige mit Linden-Alleen bepflanzt sind. Die Anlage ist auf dreytausend Kranke, davon je-

der ein eignes Bett, die nöthigen Aerzte, Wärter ꝛc. zur Hand hat.

Wer eigenes Vermögen besitzt, der bezahlt täglich etwas gewisses für den Aufenthalt und die Heilung in diesem Spitale. der erste Preis ist des Tags Ein Gulden; der zweyte ein halber Gulden; der dritte, zehn Kreuzer; wer von seinem Pfarrer, und dem Richter seines Bezirks ein Zeugniß seiner wirklichen Armuth bringt, wird unentgeltlich aufgenommen.

Die Einrichtung, Pflege, Reinlichkeit, ꝛc. ist nach dem einstimmigen Urtheil der Kenner auf den höchsten Grad von möglicher Vollkommenheit gebracht; die Apotheke ist mit allem, was immer nöthig seyn mag, vollkommen und reichlich versehen.

Die Aufsicht und das Directorium über das ganze Institut hat der durch gute Schriften und Thaten bekannte Doctor und Hofrath Quarin.

Maximilian Stoll einer der größten Aerzte Europens, gab hier seine practischen Collegien am Krankenbette, für Aerzte und Wundärzte. An seine Stelle ist Professor Reinlein gekommen.

Man behauptet, die größere oder kleinere Zahl der in den Spitälern einer Stadt liegenden Kranken sey ein richtiger Beweiß von dem größern oder geringern Wohlstand der Einwohner. Gegenwärtig liegen im allgemeinen Krankenhaus ungefähr 1100 Menschen; und bey den Barmherzigen Brüdern und den Elisabethinerinnen etwa 130. In der That eine kleine Zahl! . . . Ich kenne eine republikanische Stadt von etwa 13000 Menschen, worin einige äußerst reiche Familien sind; ihr Spital ist stets mit 5 bis 600 Kranken besetzt.

Man hat berechnet, daß in einem der ehemahligen

Spitäler von Wien die Kranken — im Durchschnitt — nur 21 Tage blieben, in einem andern 33 Tage, und noch in einem andern 51. Es wäre interessant und sehr nützlich, wenn man über dieses neu errichtete Allgemeine Krankenhaus, aus richtigen Beobachtungen, eine ähnliche Berechnung machte.

Mit dem Allgemeinen Krankenhaus ist auch ein Gebährhaus verbunden. Man ist endlich von dem Vorurtheil zurückgekommen, ein Mädchen — das im Taumel der süßesten Leidenschaft eine Schwachheit begeht, aber sie eben dadurch schon wieder vergütet, daß sie dem Staat einen Bürger gibt — ein solches Mädchen öffentlich zu beschimpfen, und sie hülflos leiden und verzweifeln zu lassen. . . Dieses Gebährhaus ist vortrefflich eingerichtet. Das verschämte Mädchen kann, wenn es will, verschleyert, und unter einem selbst gewählten Nahmen eintretten, unbekannt Mutter werden, und unbekannt wieder austretten. Die Wienerinnen scheinen sich dieses Haus auch wohl zu Nutze zu machen: im ersten Jahr seiner Errichtung wurden schon gegen 800 Kinder darin geboren.

An einer andern Ecke dieses Krankenhauses steht der neu erbaute Narren-Thurm. So sehr die unglücklichen Geschöpfe zu bedauern sind, die durch den Verlust der Vernunft aus der Classe der Menschen tretten: so leidlich werden sie in diesem freylich immer noch schrecklichem Thurme gehalten. Nur einen wesentlichen Fehler hat der Aufenthalt dieser Unglücklichen. Die Ruhigen, die wieder Genesenden rc. haben zu ihrer Erhohlung, zum Genuß der reinen, uneingesperten Luft, beynahe gar keine Anstalt. Ein dumpfer, öder Hof von wenigen Klaf,

tern, im Mittelpunct des Thurms, ist der einzige Platz zu ihren Spaziergängen. Ein kleines Gärtchen, oder auch nur ein freyer, dem Strom der Luft ausgesetzter Grasplatz, würde eine unendliche Wohlthat seyn, und die Genesung manches Schwermüthigen, befördern. *)

LII.

Todtenschauer-Amt, und Todtenlisten.

In Wien darf kein Todter begraben werden, ehe er nicht von der gerichtlichen Commission besehen worden ist. Diese Commission, aus einem Arzt und Wundarzt bestehend, heißt die Todten-Schau.

Jeder Medicus muß beym Tode seines Patienten die Todesart schriftlich hinterlassen, welches die Todtenschau zu sich nimmt.

Diese sehr nützliche Anstalt hat hauptsächlich folgendes zu besorgen:

Sie bestimmt, was mit den Betten und Kleidern des Verstorbenen zu thun sey. Ist er an einer verdächtigen Krankheit erlegen, so nimmt sie die Betten weg, verbrennt sie, oder läßt sie gut reinigen, oder befiehlt den Anverwandten, was damit zu thun sey.

Sie beobachtet bey Leuten, die plötzlich, ohne Arzt gestorben sind, ob man sie nicht etwa durch Successions-Pulver, oder auf andere gewaltsame Art aus der Welt geschafft habe.

Eben so untersucht sie bey Kindern, ob sie nicht durch Nachläßigkeit oder Bosheit der Aeltern seyen aufgeopfert worden.

---

*) Durch den jetzigen Director des Spitals, den berühmten Herrn Hofrath von Frank ist für diese Unglücklichen ein solcher Erholungsplatz angelegt worden.

Bey bekanntlich gewaltsam Ermordeten, Ertrunkenen, Erstickten ꝛc. macht sie die nöthigen Anstalten.

Täglich wird eine Todtenliste auf einem halben Folio-Bogen gedruckt, und diese dann auch in die Beylagen zur Wiener-Zeitung eingerückt. Es ist Nahme, Stand, Alter, die Gegend der Stadt, die Haus-Nummer, und die Krankheit der Verstorbenen angezeigt. Da die Vorstädte viel größer sind als die Stadt; da die Spitäler in den Vorstädten sind; da der große Haufe des gemeinen dürftigen Volks in den Vorstädten wohnt: so ist es natürlich, daß die Zahl der vor der Stadt Verstorbenen immer ungleich größer sey, als der in der Stadt Entschlafenen.

Die geringste Zahl der Todten ist des Tages gewöhnlich 7, die größte 36.

Die fleißigsten Leser der Todtenlisten sind Leute, welche reiche alte Tanten, Onkel, oder andere Verwandte haben, mit denen sie über den Fuß gespannt sind, und die sie also nicht persönlich besuchen. Der harrende Erbe lieset Monathe lang den schwarzen Zettel: endlich findet sich der erwartete Nahme; er versöhnt sich in dem Augenblick, hohlt seine Portion Ducaten, und wünscht dem Todten ein ewiges Leben.

LIII.

Begräbnisse.

Es war ein alter, übel verstandener Gebrauch, unsere Kirchen, und die Kirchhöfe selbst in der Mitte der volkreichsten Städte mit Leichen zu pflastern:

Pour honorer les morts, on tue les vivans.

In der That mußten an solchen Plätzen Ausdün-

stungen entstehen, die den Andächtigen, besonders bey großem Gedränge in den warmen Jahrszeiten, nicht anders als höchst ungesund seyn konnten. Indessen hatten der Stolz der Reichen, und der fromme Wahn der eifrigen Christgläubigen überhaupt, diese Sache zu einem Ehren- und Seligkeitspunct gemacht. Die einen wollten mit schönen Grabsteinen ihr Andenken auch nach dem Tode noch verherrlichen: und die andern glaubten, nahe bey einer Kirche, in geweihtem Erdreich zu liegen, manchmahl mit einem Kerzchen oder Lämpchen beleuchtet, und mit Weihwasser bespritzt zu werden, seyen Dinge, die kräftig und unfehlbar in den Himmel helfen.

Gesunde Physik siegte endlich, wiewohl sehr langsam, über frommen ansteckenden Glauben. Man verlegte die Grabstätten wenigstens aus der Stadt selbst in die geräumigern, und etwas luftigern Vorstädte. Da indessen jährliche zehntausend Leichen, mitten in der Gesellschaft einiger hunderttausend lebender immer noch eine eckelhafte Masse von Fäulniß ausmachen, so geschah im Jahre 1784., was längst hätte geschehen sollen. Man errichtete außer den Linien, auf freyem Felde einige Grabstätten, wohin nun alle in Wien sterbende gebracht werden; die Leichen der kaiserlichen Familie ausgenommen, die ihre Gruft bey den Kapuzinern auf dem Neuen Markt haben; und jene der reich begüterten Vasallen, die sich gewöhlich nach ihren Familien-Gruften auf ihre Güter nach Osterreich, Böhmen, Mähren, Ungarn &c. abführen lassen.

Uebrigens ist jedem unverwehrt, sich mit allen Glocken von ganz Wien und dessen Vorstädten, ins Paradies hinüber läuten zu lassen, wenn er es für seine Seele behaglich hält; auch sich so viele Messen und Re-

quiem zu bestellen, als er zu seiner Erlösung nöthig zu haben glaubt. Aber Abends kömmt der schwarze Todtenwagen und legt ihn neben dem armen Taglöhner, für den kein Paternoster ist gebethet worden.

Das Holz ist, wie man weiß, in Wien sehr theuer; indessen nehmen die zehntausend Särge der jährlich hier sterbenden eine große Menge dieses Artikels hinweg, das ohne Nutzen unter der Erde verfault. Diesem zu wehren, und die Verwesung der Todten mehr zu befördern gab der Kaiser gegen Ende des Jahrs 1784 eine Verordnung, daß alle Leichen bloß in einen leinenen Sack genäht, und so in die Erde gesenkt werden sollten.

Keine Verordnung wirkte ein so allgemeines Mißvergnügen, als dieses Sackbegräbniß. Die hiesigen Griechen machten zuerst eine Vorstellung dagegen, indem sie anzeigten, daß es gegen ihren Ritus sey; in Böhmen Mähren ꝛc. dachten die Leute sogar an das Auswandern; einige auswärtige Fabrikanten, die eben im Begriff waren, sich in den österreichischen Staaten anzusiedeln, machten es zur wesentlichen Bedingung ihrer Einwanderung, daß sie sich in Särgen dürften begraben lassen. Die allgemeine Unzufriedenheit bewog endlich Se. Majestät, dem Vorurtheil mitleidig nachzugeben, und die Begräbnisse nach voriger Art und Weise zu gestatten. Der oberste Kanzler erhielt darüber in den ersten Tagen des Monath Januar 1785 folgendes allerhöchstes Handbillet:

„Da ich sehe, und täglich erfahre, daß die Begriffe „der Lebendigen leider! noch so materiel sind, daß sie „einen unendlichen Preis darauf setzen, daß ihre Körper nach dem Tode langsamer faulen, und länger ein „stinkendes Aas bleiben: so ist mir wenig daran gelegen,

„wie sich die Leute wollen begraben lassen; und werden „Sie also durchaus erklären, daß nachdem ich die ver„nünftigen Ursachen, die Nutzbarkeit und Möglichkeit „dieser Art Begräbnisse gezeiget habe, ich keinen Men„schen, der nicht davon überzeugt ist, zwingen will, ver„nünftig zu seyn, und daß also ein jeder, was die Tru„hen anbelangt, frey thun kann, was er für seinen „todten Körper zum voraus für das Angenehmste „hält."

Dieses Handbillet, welches wohl unendlich mehr Eindruck hätte machen müssen, wenn der große Haufe denken könnte, that weiter keine andere Wirkung, als daß die Oesterreicher eilig zum Tischler liefen, und sich neue Särge bestellten. . . .

LIV.

Periodische Schriften.

Weil schon einmahl vom Sterben und Begraben die Rede ist, so laßt uns zugleich auch von den periodischen Schriften sprechen; denn außer Menschen und Vieh stirbt in Wien nichts so schnell und häufig als diese schwachen Geisteskinder.

Wie ungenießbare Pilsen in einer feuchten Frühlingsnacht aufschießen, von niemanden angesehen werden, und nach einigen Tagen wieder von selbst zerfallen: so geht es den meisten jener papiernen Geschöpfe, die unter dem Nahmen periodischer Blätter in Wien so häufig hervorkeimen.

Ich habe einst in einem Jahr zwey und zwanzig neu entstandene periodische Blätter gezählt, die alle ihr Leben nicht auf ein Jahr brachten, ja wovon einige schon nach vier Wochen, andere gar schon am neunten Tage wieder starben.

Die Schuld dieser litterarischen Sterblichkeit trägt sehr selten das Publicum. Ich kenne nur ein Paar der neuern Zeitschriften, die es ihrem innern Werth nach verdient hätten, eine bessere Aufnahme zu finden. Fast bey allem liegt der Keim der Verwesung schon in Form und Stoff.

Von den hellern Köpfen Wiens haben sich bisher selten und wenige mit Zeitschriften abgegeben. Seitdem die Seuche der Vielschreiberey so sehr eingerissen hat, und durch die Gutwilligkeit des Publicums so manch schlechtes Zeug gelesen und verkauft worden ist, wandelte diesen und jenen, dem einmahl eine mittelmäßige Broschüre geglückt hatte, die Lust an, seinen Geistes-Ausfluß periodisch aufzutischen. Bey der ersten Tracht gab er weislich das beßte, und ein klug ausgesonnener Titel reizte die ohnehin sehr reizbare Neugierde der Wiener. Bey der zweyten und dritten Tracht kam schon verlegenes und ungenießbares. Nun predigte er wie Dechant Schwift in der leeren Kirche zu seinem Küster: „Meister Robert! es vernahm uns Beide der heutige Text ꝛc.“ Niemand las die Trivialität weiter als der Herr Verfasser, und der Setzer: folglich schloß man wieder.

In den ältern Zeiten haben die Sonnenfelsischen Wochenschriften, in den neuern Tagen die sieben Jahre lang dauernde Predigerkritik, und die Kirchenzeitung eine Ausnahme vom allgemeinen Schicksal der Wienerschen Zeitschriften gemacht.

Es wäre zu wünschen, daß die besseren Köpfe von Wien einst gemeinsam das Publicum mit einer periodischen Schrift beschenkten. Nach den bekannten Talenten derselben könnte es ein Meisterwerk werden; aber

nach der heutigen litterarischen Constellation am hiesigen Horizont, läßt sich ein solches Einverständniß nicht hoffen.

LV.

Die Heze. *)

Wollt' ich die Hetze entschuldigen: so sollt' es mir vielleicht nicht an Gründen noch Beyspielen fehlen. Aber ich will es nicht thun, denn sie ist und bleibt ein wildes barbarisches, einer gesitteten Nation unwürdiges Schauspiel.

* * *

Am Samstag reitet ein Mann in eleganter Jagdkleidung, mit dem Hirschfänger an der Seite, durch die Stadt und alle Vorstädte. Zwey bürgerliche Trommelschläger klempern vor dem Pferde her, und hinten folgen 3 bis 4 Kerle, ganz in gelbes Leder gekleidet, mit der Miene Huronischer Skalpirer, und theilen links und rechts Zettel aus, die so voll des albernsten Unsinnes stecken, als wären sie im Narrenthurm geschrieben worden.

Sonntags am frühesten Morgen wird auf den in der Mitte des Hetzamphitheaters stehenden Steigbaum, eine schwarz und gelbe Flagge aufgesteckt, und an die Ecken aller Gassen die nähmlichen Tollhäusler-Zettel

---

*) Durch einen Zufall brannte im Jahre 1794 das Hetz-Amphitheater ab, und seitdem ist dieses infame Spectakel nicht wieder erlaubt worden. Indessen mag diese kurze Schilderung derselben ad nauseam hier stehen bleiben.

geklebt. Die gelben Skalpirer laufen auf allen Straßen herum, und hören in ihrer Mord-Uniform in den Kirchen die heilige Messe.

Nachmittags um 2 Uhr zieht die Wache an das Hetzhaus; und ein Schwarm Tambours und Pfeiffer von den garnisonirenden Regimentern lagert sich auf den Balkon des Amphitheaters, wo er um 3 Uhr das Getöse der türkischen Musik anhebt.

Nach 3 Uhr traben schon dichte Haufen Neugieriger zum Stubenthor, über die Mauthbrücke, und zum Theresienthor hinaus. Ihnen folgen eine Stunde später viele Fiaker, theils mit vielköpfigen schweren Bürger-Familien, theils mit zärtlichen Hausknechten, und Handwerksburschen nebst ihren Schönen beladen. Noch eine halbe Stunde später fliegt manches vergoldete Pirutsch, ein paar halb oder ganz adeliche Geschöpfe wiegend, zum thierischen Kampfplatz.

Sobald man über die Fortification hinaus ist, hört man die kriegerische Musik. Wenn man auf etwa 300 Schritte sich genaht hat, wird man durch ein wüthendes Gebell von hundert grimmigen Hunden erschüttert und betäubt. Befindet man sich am Eintritte des Hetzhauses, so wälzt sich eine Gestankwolke der Nase entgegen, so scheußlich wie sie Pater Kochem seiner Hölle gibt.

Man tritt durch enge schlechte Treppen in den hölzernen Zirkus. Er strotzt von unten bis oben von einigen Tausend Dilettanten jedes Geschlechts, Alters, Standes und Ranges. Man sieht in den Logen Grafen und Gräfinnen; auf den ersten Galerien, Kammerherren, Ritter, Räthe, Negocianten, Kaufleute, Officiere, Gardisten, Stallmeister, Kammerdiener ꝛc. mit Frauen, Töchtern, Liebhaberinnen, jungen Wittwen, Kammer-

jungfern vermischt; im zweyten Stock Dikasterianten, Mönche, Bürger, Friseurs, Studenten, Ladendiener, Kutscher, Lakeyen, Stubenmädchen, Köchinnen, Putzmacherinnen, Fleischhackersweiber mit ihren Kindern ꝛc. im dritten Stock alles Kreti und Pleti, welches nicht mehr als 10 Kreuzer zu bezahlen vermag.

Eine scharfe Hetze, eine blutige Hetze, eine sehr blutige Hetze, eine sehr scharfe kämpfende Hetze, eine Hetze auf Mord und Tod, ein starker herrlicher Thierkampf, eine schöne Osterhetze ꝛc. Dieß ist die gemeine Fraseologie. Zuweilen versteigt sich aber der Herold gar ins figürliche: Der in den vier Elementen kämpfende Bär. Die Donnerkeile Jupiters. — Der Esel in der Bataille. — Die Schlittenfahrt im Sommer — Gute Nacht Schweizer! . . . Aehnliche Sottisen hat die k. k. Hetzpachtung in großen Vorrath, um damit ihrem Canibalenspiel einen vermeintlichen Schwung zu geben.

Durch diesen Knittelwitz gereitzt, harren die Zuseher auf den Schmauß, der ihrer Neugierde soll gegeben werden. . . Es öffnet sich ein Thor. Der nun auch in gelbes Leder gekleidete Hetzmeister springt auf den Kampfplatz, thut mit der Hetzpeitsche einen Klatsch: und augenblicklich schweigt Musik und Lärm. Alles ist in stiller Erwartung. Noch ein Peitschenknall! ein wilder Ochs stoßt ein anderes Thor auf; der Hetzmeister retirirt sich.

Man läßt anfangs einige Lettfeigen von Hunden los, um das Thier bloß zu necken, und hitziger zu machen; endlich kommen ein paar Veteranen des Hundszwingers; der Ochs hält ihnen die Hörner dicht am Boden entgegen, aber eben dadurch gibt er auch seine Ohren preis. Sie packen ihn an beyden Seiten bey diesen Extremitäten, und halten ihn stockstill. Im Augenblick

dieser Heldenthat fallen Pauken und Trompeten ein; ein Huzza des Pöbels, das Stampfen und Händeklatschen der H. H. Hetzliebhaber acompagnirt dazu, und auf einen Wink des Meisters führen die tapfern Hunde den überwundenen Ochsen vom Platz.

Der nähmliche Auftritt wiederhohlt sich mit einigen Bären, Hirschen, Wölfen, Wildschweinen. Es ist gegenwärtig auch ein Löwe, eine Löwinn, eine Hyäne, ein Leopard, unter der Truppe, sie scheinen aber allemahl etwas mit Opium betäubt zu seyn; denn ihre Tapferkeit ist eben nicht die größte. Den Beschluß macht gewöhnlich ein Bär, der troz des ihn umgebenden Feuerwerks seinen Raub hohlt, und verzehrt.

So endigt dieses rohe Schauspiel, das den Fleischern, Lakeyen, Kanzellisten, Hausknechten ꝛc. auf drey, vier Tage lang an den Tafeln der Trakteurs und in den Bierhäusern Stoff zu Lobreden über den Muth der Ochsen, Bären und Hunde gibt.

Um sich von der tollhäuslerischen Rhetorik der Hetzzettel zu überzeugen, nehme man den ersten beßten zur Hand. Aber freylich, über eine solche Waare gehört ein solches Schild.

Ich weiß, daß ein großer Haufe großer Kinder laut weinen würde, wenn man ihnen das liebe Püppchen Hetze ganz nähme. Aber man lasse wenigstens von Wölfen, Bären und anderen grimmigen Raubthieren, nie andere Thiere auf dem offenen Hetzplatz zerreissen und auffressen. Ein solcher, schon an sich selbst äußerst eckelhafter Anblick, stumpft das Gefühl der Zuseher gänzlich ab, und stimmt ihren Karakter zu grausamen Empfindungen.

LVI.

Unbequemlichkeiten.

Das Klagen über die großen Städte ist eine abgedroschene Sache.

Timon und Diogen der Hund fluchten und spotteten schon im grauen Alterthum über Athän und Korinth. . . . Freund Juvenal *), der Skizzirer von Rom, schrieb ein derbes Capitel gegen die Residenzstadt des Römischen Kaisers . . . . Samuel Johnson mit seiner Lastträger-Phisiognomie — wie Helfrich Peter Sturz ihn besichtskundet — nahm London zum Titel und Inhalt seiner bekannten Satyre . . . . Der redselige Mercier findet Paris so abscheulich und unheilbar verdorben, daß er, um die Sache kurz abzuthun, sich nicht entblödet, seinen mit Paris so sehr zufriedenen Landsleuten den verzweifelten Rath zu geben, falls sie nicht Lust hätten, Sr. Majestät König Sardanapal, schwelgerischen Andenkens, nachzuahmen, wenigstens mit Sack und Pack aus der Stadt zu ziehen, und dieselbe auf allen vier oder acht Ecken in Brand zu stecken, um dieses

*) Wunderbar! Juvenal und Sanct Thomas sind beyde aus Aquino. Diese Stadt scheint zur Wiege großer Geister bestimmt. Der erste schrieb freylich nur funfzehn Satyren, voll heidnischer Afterweisheit. Dafür schrieb der andere seine Summa, und noch siebzehn wohlbeleibte Folianten darüber, und dieß alles mit einer Salbung, daß — wofern uns die Ordenslegende der Ehrw. P. P. Dominikaner nicht zum beßten hat — ein hölzernes Kruzifix einst dem Kirchenlehrer sagte: Bene de me scripsisti Thoma! . . .

Brutnest alles Aergernisses und Verderbnisses vom Angesicht der Erde zu vertilgen.

Dieß im Vorbeygehen: nun wieder zur Sache. . . . Wien hat seine Unbequemlichkeiten, und manche derselben sind nicht klein.

Ein griechischer Kaiser in Constantinopel ließ sich, wie man weiß, das Αηρικον oder die Luftsteuer bezahlen. Dieß ist unstreitig eine vermaledeyte Abgabe, um so vermaledeyter, da sie gerade für die schlechteste Luft — die Luft der Hauptstadt — bezahlt werden mußte. Stünde es aber in der Gewalt eines Kaisers, seiner Stadt ein Lüftchen zu verschaffen, wie es z. E. um Laxenburg Petersdorf ꝛc. weht: so bin ich gewiß, die Wiener würden sich dazu verstehen, eine mäßige Luftsteuer zu bezahlen.

Jeder Mensch dünstet täglich ein paar Pfunde von Schweiß, Säften ꝛc. aus. Nehmt nun die Ausdünstungen von mehr als einer Viertel-Million Menschen, von vielen tausend Pferden und Hunden, von drey Tausend offenbar Kranken, und zehn Tausend heimlich Kranken, Gebrechlichen und Preßhaften; die Ausdünstungen der Gefängniße, der Fleischbänke, der Geflügel- und Fischmärkte, der Gerber, Färber, der Kupferschmiede, und ähnlicher Werkstätte, der Ställe, Kloaken, Küchen, Lampen, des Hetzhauses ꝛc. ꝛc. und dieß alles auf dem Raum von einer kleinen Quadrat-Meile; so habt Ihr die Atmosphäre von Wien. Diese noch in sehr enge Gässen, mit thurmhohen Häusern bepflanzt, so eingeschlossen, daß ihr der freye Zug sehr gehemmt ist, und nun gesteht, daß es in der That nicht bequem sey, dieses Pot-Pourri von seynsollender Luft sein Lebelang einathmen zu müssen.

„Der Elemente beßtes ist Wasser,„ sagt Pindar in einer seiner olympischen Oden. Hätte der gute alte Versifex seine Portion von diesem Elemente in Wien getrunken, er würde wohl anders gesungen haben. Leider sind wir hier verdammt, schlechtes Wasser zu genießen. Der Fürst Schwarzenberg und die ehrwürdigen P. P. Kapuziner auf den Neuenmarkt allein machen eine Ausnahme: daß Wasser ihrer Häuser ist das beßte in ganz Wien. In vorigen Zeiten trank es der Hof von dorther, und noch lassen es einige Große aus jenen Quellen hohlen. Der öffentlichen laufenden Brunnen sind eben nicht viele, und dann herrscht noch obendrein das Vorurtheil, lieber das Wasser aus stehenden Hausbrunnen, als aus Röhrbrunnen zu trinken. Dieses stehende Wasser ist in der ganzen Stadt, noch mehr in den niedrig liegenden Vorstädten, weich, lettig, wärmlich, setzt sich in wenigen Stunden dicht an die Gläser, macht Schleim im Halse, Blähungen im Magen, Schläfrigkeit, und spannt die nicht daran gewöhnten Gedärme stark ab.

Welche Unbequemlichkeiten! Sie sind aber lange nicht die einzigen.

Eine Kutsche ist heut zu Tage das unentbehrlichste Geräthe des Mannes vom Stande, des weichlichen Weibes, des selbstsüchtigen Reichen. Auch für den Mann geringerer Classe, den im trüben, kothvollen Wintertag im erstickenden Staub des Sommers, ein Geschäft schnell von einem Ende der Stadt zum andern, oder gar tief in den Winkel einer abgelegenen Vorstadt ruft, ist ein stäts angespannter, um einen mäßigen Preis bereit stehender Wagen, eine unverkennbare Bequemlichkeit.

Aber von der andern Seite, welche Unbequemlichkeit verursacht die Menge der Wägen! Die Straßen sind

auf beyden Seiten mit stillstehenden Kutschen besetzt, daß man nur mit Mühe neben den Häusern hinschleichen kann, und nicht selten eine Portion Wagenschmier auf dem Kleid mit nach Hause bringt. In der Mitte der Straßen rennen andere in vollem Trott einher, und drohen Euch zu zermalmen. Von allen Seiten schreyen die Kutscher, so daß man nicht weiß, welchem zu erst auszuweichen sey. Im Winter ist es gefährlich, weil man auf dem Schnee die Pferde und Räder nicht hört; im Sommer verhindert das Rasseln des gegen Euch fahrenden, daß Ihr den hinten nachkommenden nicht hört. Geht ihr auf der Straße herum, um Euren Gedanken nachzuhängen, so seyd Ihr am übelsten daran: der nächste Bengel von Kutscher macht durch seyn plötzliches „Auf! „Euren beßten Einfall scheitern, und zwingt Euch, trotz aller Gravität, oft Sprünge wie ein Hasenfuß zu machen, um das Leben zu retten. . . . Wir wissen, daß einst in Abdera die Frösche so sehr überhand nahmen, daß sie die Abderiten aus der Stadt verdrängten. Ob uns dieß nicht unsere Pferde einst noch thun werden, ist eine große Frage. Zu mancher Stunde drängen sie uns schon wirklich aus mancher Gegend weg. . . . Vom häuserschütternden Getöse, das Kranke und Wöchnerinnen und Gesunde, Tag und Nacht in der Ruhe stört, nichts zu sagen.

Nicht genug, daß tausend Wägen beständig die Straßen überlagern: die ganze kalte Jahrszeit, daß heißt ungefähr sechs Monathe lang, liegen die ohnehin schon engen Straßen noch allenthalben voll Brennholzes, das klafterweise vor den Hausthüren gespaltet und gesägt wird. Der Holzspalter sieht und hört nicht: er haut auf seine Klötze los, und sollte die ganze Gasse halbe

Tage lang verstopft bleiben. Bekommt Ihr im Vorbeyschlüpfen eine Spalte auf Schienbein und Waden, an Backen und Nasen: je nun, so müßt Ihr euch wieder heilen lassen . . . Man hat schon einigemahl den Vorschlag gethan, die Eigenthümmer dahin zu bringen, ihr Holz sogleich auf dem Kaufplatze spalten zu lassen; warum es nicht geschieht, das mag eine Löbl. Polizey wissen.

Dieß ist eine Plage im Winter: der Sommer hat deren nicht minder. Wer ist, der beym Anbrechen des Frühlings, wenn neues Grün die ländliche Erde schmückt, nicht gern des Tages wenigstens einmahl die Felsenmassen der Stadt verließ, um den Balsamduft von Pflanzen und Bäumen einzuhauchen? Aber wie soll man hinauskommen? sey es auch, daß der Spaziergang nicht weiter, als bis auf die Esplanade oder in einen Garten der Vorstädte führen soll. Die Thore von Wien sind Festungsthore, sie sind so enge, daß nur Ein Wagen, und durch das Nebenthürchen nur Eine Person kommen kann. Welche Rippenstösse setzt es da! wie rennt man einander gegen Stirn und Nasen! wie oft wird man auf die Füße getretten! und dann bis über die Brücke hinaus! ein ewiger Wind bläst dort ewigen Staub in die Augen, und zwingt, das Gesicht mit Tuch zu verstopfen. Kurz, der Ausgang und Rückweg beschert so viele Unbequemlichkeiten, und erhitzt so sehr, daß er das kurze Vergnügen des Spaziergangs überwiegt, und uns desspotisch in die Stadt einschließt. . . . Will man ganz über die Linie hinaus in das freye Feld: Neuer Jammer! Ein Weg von drey Viertelstunden bis an die Gränze der bestaubten Vorstadt; eben so viel zurück: wie viel bleibt für den Genuß der ländlichen Natur,

wenn man nicht einen Wagen oder einen halben Tag aufzuopfern hat?

Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sey. Nach der Bibel beweisen dieß auch die vier dicken Bände, welche vor kurzem Herr Zimmermann über diesen Stoff geschrieben hat. Die Einsamkeit hat immer und überall mehr Narren als Weise gemacht, folglich stäts mehr Böses als Gutes gestiftet. Man geht also in Gesellschaft. Aber auch dieß hat in Wien seine Schwierigkeiten. Es erfordert gewisse Putzregeln, es erfordert einen ansehnlichen Kleidervorrath. Man muß in den ordentlichen Gesellschaften auch der Häuser vom Mittelstande nicht bloß abwechselnd nach der eben herrschenden Jahrszeit gekleidet erscheinen, sondern man darf auch nicht zu oft im einerley Anzuge sich darstellen, wenn man nicht anfangs verdeckt, und endlich wohl auch sichtbar und hörbar will ausgepfiffen werden. . . Nun gesezt auch, eure Garderobe sey auf den Fuß des guten Tons gestellt: welche Unbequemlichkeit ist es für den Mann, der den Werth der Zeit zu schätzen weiß, stundenlang unter den Händen des Haarzausers zu sitzen, und sich des Tags ein paarmahl ganz von unten auf frisch anzukleiden, um des Abends ein Stündchen im schimmernden Visitenzimmer sich auf gerathewohl — gut oder schlecht — unterhalten zu können.

Es wäre eine sehr mögliche Sache, ein ganzes Heft mit Unbequemlichkeiten anzufüllen, wenn es darum zu thun wäre, das ganze Register derselben durchzugehen. Dieß mag ein Mann thun, der mehr aufgelegt ist, die Schattenseite der Dinge aufzusuchen und zu schildern, als ich es bin.

Eine allgemeine Frage aber ist, wie kommt es, daß

Leute, die von den Unbequemlichkeiten einer großen Stadt so fühlbar überzeugt und belästiget sind, Leute die es in ihrer Wahl haben, sich den Ort ihres Aufenthalts zu bestimmen, doch die Hauptstadt jedem andern Wohnplatz vorziehen? . . . Hans Jakob Rousseau, zum Exempel schimpfte unaufhörlich gegen Paris, und wohnte doch Jahre lang in der Straße platriere. Allein Hans Jakob war, wie wir wissen, ein Phantast; sein Beyspiel beweist also nichts. Es gibt andere Gründe, warum man so gerne in der Hauptstadt lebt, und dieß sind ihre Bequemlichkeiten.

LVII.

Bequemlichkeiten.

Der erste Grundsatz jeder gesitteten bürgerlichen Gesellschaft heißt: Opfre einen Theil deiner persönlichen Menschenrechte und Freyheiten auf, um den übrigen Theil desto sicherer zu genießen. Eben dieß ist der Fall mit den Bequemlichkeiten in einer großen Stadt: laßt einige fahren, um in den Besitz der übrigen zu kommen. Wo nicht: so zieht euch aufs Dorf. Dort trinkt ihr reine Luft und reines Wasser; keine Kutsche stört bey Tag euren Gang, bey Nacht euren Schlaf; kein Visitenzimmer zwingt euch, die Hälfte des Tages am Putztisch zu verschwenden, und ein Sclav eures Schneiders zu seyn. Ihr habt dort weder hohe Treppen zu steigen, noch tiefe Bücklinge zu machen; Ihr könnt vielleicht der erste daselbst seyn — wenn euch dieser Punct etwa eben so nahe am Herzen liegt, wie weiland dem Julius Cäsar — da ihr im Gegentheil in der Stadt kaum der hundertste seyd. Ein mittelmäßiges Vermögen macht euch dort zum Krösus. Keine Lästerkronik lauert an eurer Thüre, um je-

ten Fehltritt eines schwachen Augenblicks von Haus zu Haus zu tragen; und tausend empörende Auftritte der Thorheit und des Lasters, das tägliche Schauspiel der Hauptstadt, bleiben von euch entfernt, verwunden euch weder Kopf noch Herz.

Troz ähnlicher Vorzüge des Landlebens, troz der Unbequemlichkeiten der Stadt, bleibt diese doch immer der Lieblingsplaz des Reichen, des Unbemittelten, des Ehrgeizigen, des Bequemen, des Geschäftsmannes, des Müßigen und Gecken, und selbst des Philosophen.

Der Reiche findet beym erwachen jedes Morgens tausend Hände bereitwillig, ihm jeden Reiz des Lebens, jede Nahrung der Sinnen und des Geistes zu verschaffen. . . Der Mittellose trifft hundert Wege zu seiner Erhaltung, die in einem kleinern Ort nicht sind und nicht seyn können; so lange er gesund ist, und arbeiten will, ist er auch seines Unterhalts sicher; denn es ist kein Talent so roh, keine Kunst so klein, keine Arbeit so seltsam, die nicht in Wien jemanden findet, der ihrer bedarf. . . Der Ehrgeizige ist nirgend in so glänzender Gesellschaft, wie hier, kann nirgend seine hohen Absichten so thätig betreiben, als in der Hauptstadt. . . . Der bequeme Mann, o! wo kann der seinen Tabernakel besser aufschlagen als in der Hauptstadt! zu Hause und im Wagen, im Bette und an der Tafel, mag er unausgesezt seinem Lieblingshange frohnen. Die Baukunst, die Mechanik, und die Kochkunst, und noch tausend andere Künste unsers erfindungsreichen Jahrhunderts bestreben sich in die Wette, den Forderungen seiner sybaritischen Weichlichkeit Genüge zu leisten, ja dieselben noch zu übertreffen . . . . Der Geschäftsmann hat an keinem andern Plaz des ganzen Staats ein so fruchtba-

res und weit ausgedehntes Feld für seine Thätigkeit. Hier fließen täglich nicht nur aus allen Provinzen des großen österreichischen Staats, sondern auch aus allen übrigen europäischen Reichen die wichtigsten und interessantesten Nachrichten zusammen. Für diesen Standpunct ist kein Talent zu groß, kein Plan zu weitumfassend, keine Arbeit zu erhaben; so wie von der andern Seite beynahe auch keine zu geringfügig, zu nichtsbedeutend.

Der Müßiggänger endlich! — ein paar Plätze in ganz Europa ausgenommen — Wo wird ihm die sonst so schwere Kunst, die Zeit zu tödten, so sehr erleichtert, als in Wien! Wo kann er mit so vieler Bequemlichkeit von Vergnügen zu Vergnügen, von Spectakel zu Spectakel, von Zerstreuung zu Zerstreuung rennen! Die Lustplätze, die Ergötzlichkeiten, die Spielhäuser, die Freudenmädchen! welche ununterbrochene Reihe von Gelegenheiten biethen sie ihm dar, seinem schönen Beruf nachzuhängen. In der That, der muß ein armseliger Tropf seyn, welcher in Wien nicht den angenehm beschäftigten Müßiggänger machen kann. . . . Des Müßiggängers nächster Anverwandter, der Geck, kann ebenfalls mit Wien hoch zufrieden seyn. Es kömmt nicht leicht unter irgend einem Meridian eine geckenhafte Nichtswürdigkeit, in Kleidung, Moden; eine Albernheit in Gebärden, Gang, Stellung; eine Hasenfüßigkeit im Conversationston, in gesellschaftlicher Spielerey, zur Welt, wovon er nicht durch fleißige Apostel und Negociateurs dieser Dinge benachrichtiget wird. Und dann hat er auch noch den Vortheil oben drein, daß er sich hier in einer sehr zahlreichen Gesellschaft von Mitbrüdern befindet.

Und neben allen diesen Leuten befindet sich auch der

eigentliche Mensch — der Philosoph nähmlich — in der Hauptstadt allein am beßten, und an seinem wahren Standpunct.

The proper Study of Mankind is Man! *)

sagt der weise Pope; und jedermann, der den Werth der Dinge hienieden etwas näher kennt, gibt ihm Recht. Nun ist es eine ausgemachte Sache, daß man den Menschen nirgends von so vielen Seiten, so durch und durch studieren könne, wie in der großen Menschenvollen Residenz. In einem kleinen Städtchen sind die Seelen, Leidenschaften und Meinungen der Einwohner so einförmig und schlapp, wie der Schnitt und Stoff ihrer Kleider. Aber in der großen Stadt, wo Ehrgeitz, Gewinnsucht, Luxus, Stolz, Neid, Eifersucht, Geldgierde, Betrug, Reichthum und Elend, alle Leidenschaften, alle Kräfte der Seele und des Körpers, auf tausenderley Arten reitzen, drücken, und spannen; wo man eben so unendlich manchfaltig denkt, glaubt, spricht, und handelt, als man abstechend und bunt gekleidet ist: da ist die wahre Weide für den ruhig zuschauenden Menschenspäher. — Will er seine Augen vom großen Haufen abwenden, und in einem seltnen Zirkel weniger auserlesener Weisen die Stunden seiner Muße genießen, wo man unter den Rosen der Freundschaft über Wahrheit und Irrthümer, über Licht und Schatten, über sublime Armseligkeiten, und verachtete Wesentlichkeiten, von freyer Brust spricht: wo man den Mann und die Sache unterscheidet; und jedes Ding so ziemlich an seinen ge-

*) Das eigenthümlichste Studium des Menschen ist der Mensch.

hörigen Platz stellt: so findet er auch diese, wenn er ihrer würdig ist. O! ich versichere euch, Wien hat seine wahren Philosophen; aber ihr Nahme ist freylich nicht Legion: und auch diese wenigen sind es nicht für Jedermann, und nicht jedem in gleich hohem Grade . .

. . . .

So wird diese Stadt Allen Alles: eine Universal-Bequemlichkeit, aus der jeder seine individuelle herleiten kann, um sich für die Unbequemlichkeiten derselben zu entschädigen.

LVIII.

Volks-Laune.

„Wenn ich einem Fürsten zu rathen hätte, so würde ich ihm nichts eifriger empfehlen, als — Sein Volk in gute Laune zu setzen. Kurzsichtige Leute sehen nicht, wie viel auf diesen einzigen Umstand ankommt. . . . Ein fröhliches Volk thut alles, was es zu thun hat, munterer und mit besserm Willen, als ein dummes oder schwermüthiges; und (unter uns gesagt, ihr Hirten der Völker!) es leidet zwanzigmahl mehr als ein anderes; eure Majestäten dürfen es kühnlich auf die Probe ankommen lassen.“

So läßt Wieland — der Meister in der Philosophie des Lebens — seinen Diogenes von Sinope sprechen.

Der Beherrscher Wiens hat nicht nöthig, diese seine Unterthanen erst in gute Laune zu setzen, er darf sie nur in derselben erhalten; denn die Wiener bringen die gute Laune mit sich auf die Welt, wie die Stahren die Laune zu schwatzen. Und dieß ist um so besser für sie, wenn es mit der zweyten Consequenz des Σωκρατης μαινο-

μενος *) seine Richtigkeit hat; denn der Wahrheit zur Steuer muß man gestehen, daß im heutigen Europa das Wohl der Staaten wirklich von Jahr zu Jahr merklich theuerer wird.

Das gemeine Volk im nördlichen Deutschland ist im hohen Grade mürrisch, trotzig, eigensinnig, zanksüchtig, übellaunig, und zu Thätlichkeiten geneigt; sein ganzes Nervensistem scheint scharf gespannt zu seyn. Dessen kann sich jedermann überzeugen, der in jene Gegenden kömmt; selbst die Schriftsteller jener Länder gestehen es ein. Was die eigentliche Ursache davon sey, ist nicht entschieden. Einige wollen es der protestantischen Religion zuschreiben, welche in ihrer Liturgie etwas düsterer, und schwerfälliger ist, und für den Pöbel zu wenig Sinnliches hat. Andere leiten es aus der mindern Fruchtbarkeit jener Länder, der größern Armuth und daher entstehenden Mißmuthigkeit des Volks, aus dem Genuße schwerer Speisen und dicken Biers her. Vermuthlich helfen diese Ursachen zusammen, den dortigen Pöbel auf einen Ton zu stimmen, daß er leicht Händel anfängt, und sich überhaupt in offenen Orten etwas unfreundlich zeigt.

Von diesem ist das Volk zu Wien gerade das Gegentheil. Seine Laune ist im Ganzen sehr zu Freude, Offenheit und Gutmüthigkeit gemacht. Freylich ist dieß nicht immer überlegte, aus Grundsätzen hergeleitete Tugend, sondern meistens nur Wirkung eines glücklichen Temperaments, und eines verhältnißmäßig guten Wohlstandes, der hier selbst unter dem letzten Pöbel sich findet.

*) Des rasenden Sokrates oder Diogenes.

Und dann ist diese Temperamentsstimmung auch mit einer derben Dosis von Sorglosigkeit, Weichlichkeit, Schwelgesucht und Bequemlichkeitsliebe versetzt.

Allein, was liegt uns daran, aus welchen Quellen jene gute Volkslaune stamme, und welche Striche allenfalls ihre Schattenseite ausmachen. Genug, sie ist da, und thut gute Wirkungen.

Stößt jemandem auf öffentlichen Plätzen oder Straßen ein Unfall zu: so ist er sicher, unter den nächsten Umstehenden mitleidige Herzen zu finden, die ihm sogleich zu Hülfe eilen, ihn laben, ihn an einen bequemnen und sichern Ort bringen, und bewachen, bis man seine nächsten Angehörigen herbey gehohlt, oder sonst Anstalt zu seiner weitern Versorgung gemacht hat .... Geschieht ein Unglück mit Pferden, gerathen Wägen ineinander: so eilen die Vorbeygehenden bereitwillig, die Pferde auszuschirren, die Wägen von einander zu heben, und durch Hinwegräumung ähnlicher Hindernisse, größeres Unglück zu verhüthen, und die verstopfte Straße zu öffnen .... Alles hilft einander heben, tragen, unterstützen, fortkommen, wo es schwer vom Fleck geht .... Ueberhaupt sucht der Pöbel auch seinen unangenehmen Arbeiten und Vorfällen eine lustige Seite abzugewinnen, und thut dasjenige unter eignem und fremden Gelächter, wobey ein Nord-Deutscher vielleicht die Gesichter eines Verzweifelten schneiden, und toben und fluchen würde.

„Man findet bey den Parisern jene muntere Laune nicht mehr, die sie vor sechszig Jahren auszeichnete, und die dem Fremden die angenehmste Aufnahme verschafte,“ sagt Mercier.

Ich fürchte, in ein paar Generationen, vielleicht

schon in dreyßig Jahren, dürfte dieses auch einigermaßen von der Volkslaune der Wiener wahr werden. Jene offne, gutmüthige Harmlosigkeit, die ehedem und zum Theil bisher noch beynahe in allen Ständen hervorstechend herrschte, hat sich aus einigen schon ziemlich verloren; die von einigen Ausländern mit Bitterkeit aufgemutzte Sorglosigkeit ist auf den Gesichtern mancher Menschenclassen allmählig verschwunden: dafür liest sich nun auf denselben Unruhe, ängstige Geschäftigkeit, Projectmacherey, heimliche Besorgtheit, Sturm und Drang.

Die eigentliche wienerische Volkslaune strahlt nur noch im wahren anschaulichen Grade aus den Gesichtern des Pöbels; aber wie gesagt, ein Zusammenfluß von leicht zu errathenden Umständen wird sie — wenn gewisse Dinge in der einmahl angefangenen Progression ordentlich fortschreiten — in ein paar Menschenaltern fein sauber auch aus diesen wegbeitzen.

LIX.

Aufklärung.

Der lärmende Unfug, welchen man seit ungefähr einem Jahrzehend aus allen Ecken des deutschen Bodens mit dem Wort Aufklärung treibt, hat beynahe die Sache selbst zum allgemeinen Spott gemacht. Dieß ist das Werk und die Schuld eines großen Haufens kleiner Geister, unmündiger Köpfe, die bey der jetzt allgemein eingerissenen Leseschwelgerey einige Grundsätze von großen Männern über diese Sache aufgefangen, aber nicht genug verstanden und verdaut haben: und dann gleich dem Knaben Bajazzo hinter jenen Meistern herlaufen, anch' io rufen, und in die Kreuz und Queere von Aufklärung schnattern,

Indessen müssen wir uns durch das Lallen dieser litterarischen Säuglinge nicht abhalten lassen, die wahre Aufklärung zu ehren, zu befördern, und ihr Reich allenthalben zu vergrößern.

Wahr ists, noch sind bey dem größten Theil des Publicums, selbst des bessern, die Begriffe und Gränzen derselben nicht genau bestimmt. Viele Leute glauben, der einzige und vollendete Gegenstand der Aufklärung sey eine gereinigte vollkommene Religion; die Mißbräuche der Kirche einsehen, und sich von denselben los machen, heiße aufgeklärt seyn.

Dieses Glaubens bin ich nicht. Ein aufgeklärter Mann ist mir derjenige, dessen moralisches Gefühl richtig gebildet ist; der Genügsamkeit in dem Beruf zu finden weiß, worin der Zufall oder die Gesetze ihn gestellt haben; der aus Ueberlegung rechtschaffen handelt; der Liebe zur Arbeit, Ehrfurcht für die Gesetze, Empfänglichkeit für Belehrung, Liebe zur Ordnung in seinen häuslichen und öffentlichen Geschäften, diätetische Mäßigkeit und Sorge für seine Gesundheit, sich zu habituelen Eigenschaften gemacht hat; den es nie gelüstet nach einem Aufwande, der seine Kräfte übersteigt; der die zu seiner gesellschaftlichen Bestimmung nöthigen Talente stäts zu vervollkommnen sucht; der die Pflichten des Bürgers, Freundes, Ehemannes, Vaters, kennt und ausübt; der weiß, daß man in der bürgerlichen Gesellschaft zur Erhaltung des ganzen individuelle Lasten tragen und Privatvortheile nothwendig aufopfern muß, und dieselben ohne Bitterkeit trägt und aufopfert; der die vom Staat öffentlich eingeführte Religion nie unbescheiden anfällt, und wenn er sich andere Ueberzeugungen erworben hat, denselben im Stillem huldigt; der endlich

sein Daseyn freudig genießt, und die Wissenschaft besitzt, es bequem, lange, und ruhig zu genießen

So natürlich dieser Umriß eines in der Aufklärung Eingeweihten ist: so mag er doch vielleicht manchem zu scharf gezeichnet vorkommen. Und da er bloß das Prophil Eines Mannes darstellt, so kann er freylich zum Gesichtsmaß für eine ganze Stadt, besonders für eine Stadt wie Wien ist, nicht füglich genommen werden. Daß es aber einzelne Männer hier gebe, die jenem Umriß wirklich gleichen, wird man ohne Mühe annehmen.

Wenn sich eine ganze Nation, oder ein zahlreiches Publicum aufklären will, so hat es zwey große Schritte zu thun: der erste ist, daß es alte nichtswürdige, lächerliche, und schädliche Vorurtheile ablege; der andere, daß es neue, das heißt, ihm bisher noch unbekannte Wahrheiten und Grundsätze annehme, die ihm heilsam sind, seinen Geist zur Selbsterkenntniß und zum Nachdenken leiten; es gewöhnen, Schein von Wirklichkeit, Nebensache von Wesenheit, gegründeten Vortheil von Flitterkram zu unterscheiden.

Nach diesem Standpunct zu urtheilen, muß man gestehen, daß sich die Wiener im Ganzen genommen, noch beym ersten Schritt befinden. Sie fangen seit nicht lange an, alte Vorurtheile allmählig fahren zu lassen, und dieß im religiösen, ökonomischen, häußlichen Fach. Ihre gar innige Anhänglichkeit an Mönche, Andächteleyen, Bruderschaften, Wallfahrten ꝛc. ist außerordentlich gefallen .... Ihr Hang nach allem, was allenfalls auch nur dem Nahmen nach ausländisch ist, nimmt merklich ab ..... Die ehemahlige thörichte Aufgeblasenheit, als ob tolle prunkvolle Verschwendung ein Verdienst sey, und dem schwelgenden Gecken

weiß nicht welch ein Ansehn verschaffe, wird heut zu Tage ausgepfiffen, oder bemitleidet . . . . . Diese und mehr ähnliche Dinge sind unläugbare Annäherungen zur Nationalerleuchtung.

Das beugsame Naturel der Wiener thut ein beträchtliches zur schnellern und wirksamern Ausjättung unsinniger Vorurtheile und Mißbräuche. Der Landesherr kann kühnlich mit dem Messer der Reformation in dem Körper des — geistlichen und weltlichen — Aberglaubens herumschneiden, wie es ihm gefällt: außer dem Winkelmurren einiger benebelter und anderer persönlich bey der Sache interessirter Hohlköpfe, wird niemand dagegen etwas einwenden. Von dieser Seite scheinen die Wiener sogar vor den hoch aufgeklärten Brandenburgern einen großen Vorzug zu besitzen. Da diesen der verstorbene König ein neues Gesangbuch gab, überschrien sie in vielen Kirchen mit Gewalt durch die alten Knittelreime die verbesserten Lieder; ja ganze Gemeinden gingen mit tausendhändig unterzeichneten Bittschriften und Vorstellungen geradezu an den König selbst, um das alte Liederbuch im seinem verjährten Besitz zu erhalten . . . . Für Katholiken, und noch obendrein für Wiener, hat der Kaiser unendlich auffallendere Neuerungen und Veränderungen im geistlichen und gottesdienstlichen Fache vorgenommen, als jener Gesangbuchstausch war: indessen hat man hier weder ein lateinisches Credo oder Oremus in das neue deutsche Predig- und Meßlied geschrien, noch den Kaiser mit ungestümmen Klagen und Vorstellungen gegen das neue Liturgiewesen bestürmt, sondern es mit allgemeiner Bereitwilligkeit aufgenommen.

Das einzige Beyspiel eines solchen Gemeinde-Memorials ergab sich aus ganz entgegengesetzten Gründen.

Der Piarist Sigfried Wieser, Prediger in der Josephstadt, ward von einer gewissen Partey angeklagt, daß er, wie weiland Balthasar Bekker, auf öffentlicher Kanzel dem Teufel seine Hörner und Klauen beschneide. Darüber ward Wieser, wie es bey solchen Umständen zu gehen pflegt, einsweilen vom seinem Predigtamte suspendirt, um erst seine Lehre vom Consistorium untersuchen zu lassen. Nun thaten sich seine Zuhörer aus der Stadt und Vorstadt zusammen, verfaßten eine Bittschrift an den Kaiser, unterschrieben sie mit einer Liste von mehr hundert Personen, und bathen darin den Monarchen, ihnen den Prediger wieder auf die Kanzel zu stellen, mit eben solchem Eifer, als die Berliner Gemeinden forderten, das neue Liederbuch aus ihren Kirchen zu entfernen.

Indessen läßt sich auch nicht läugnen, daß es manchen jungen, — auch wohl alten, verbrämten und betitelten — Wicht hier gibt, der sich im Leuchtpunct der Aufklärung zu befinden wähnt, weil er das Abentheuer besteht, am Charfreytag einen Kalbsbraten zu essen, ein paar Gemeinstellen gegen Mönche und Amulette zu sagen, oder die Briefe vom Berge zu lesen.

Diese Geschöpfe verdienen den Spott und die Geringschätzung, mit denen sie die hiesigen hellern Köpfe selbst begrüssen. Und daß es im heutigen Wien wahre aufgeklärte Köpfe — das Wort im ausgedehntesten Umfange seiner Bedeutsamkeit genommen — gebe, im Verhältniß vielleicht so viele gebe, als in jeder protestantischen Stadt, davon glaube ich, könnte man jene Ausländer, die sich durch die Machtsprüche einiger ihrer reisenden großen Sprecher in diesem Puncte haben betäuben lassen, am beßten dadurch überzeugen, daß man sie

aufforderte, persönlich hierher zu kommen. Sie würden in einem gewissen Zirkel ein unerwartetes Maß von Kenntnissen, von Einsichten, von geläuterter Denkart, gründlichen Grundsätzen, und noch obendrein ungleich mehr Weltkenntniß, geschmeidige Lebensart, frohen Ton, und offene Gesellschafts-Talente finden, als auf jeder protestantischen Universität.

LX.

Religion.

Ich las vor Kurzem in einem ganz neuen Buche die Schilderung des Religionszustandes in einem Nachbarlande von Oesterreich. Dieses Gemählde ist so gut gezeichnet, und paßt so treffend auf den Religionszustand von Wien, daß ich nicht umhin kann, in dieser ohnehin so bedenklichen Sache, jenen ungenannten Philosophen statt meiner sprechen zu lassen.

„In — gibt es, so wie überall, verschiedene Gattungen religiöser Menschen, und sogenannter Freygeister."

„Der größte Theil des Volks, so wie sehr viele brave Leute von höherem Stande, vom Adel, vom Zivil- Militär- und geistlichem Stande, sind ihrer Religion im Ernste aus gutem Herzen zugethan, finden darin Antrieb zur Sittlichkeit; Beruhigung im Unglück, Trost für die Zukunft. Die Religion macht einen Theil ihres Lebensglückes, ihrer Hoffnungen und Wünsche; sie müssen sie also lieben, weil sie ihren thätigen Einfluß fühlen; sie müssen gegen alle, die nicht Religion haben wie sie, oder gar die ihrige angreifen, mißtrauisch seyn; müssen sie — nachdem sie mehr oder weniger schwarzen Humor haben — bedauern oder fürchten, oder gar verabscheuen."

„Aber diese Religion ist eine zusammengesetzte Masse verschiedener Ideen, von wahren, halbwahren, von ganz falschen Begriffen, wesentlichen und außerwesentlichen; von Wahrheiten und Vorurtheilen."

„Indessen ist diese ganze Masse den Leuten dieser Classe gleich heilig, gleich wichtig: sie haben nie Gelegenheit oder Anleitung gehabt, das Gute von dem Schlechtern abzusondern, würden nicht im Stande seyn, wenn sie es schon wollten."

„Man darf sich also nicht verwundern, wenn die Angriffe, die jetzt so hastig in Gesprächen, Büchern, Sitten, und sogar in öffentlichen Verordnungen gegen diese Masse von Volksreligion gemacht werden, sey es auch, daß sie nur Zufälligkeiten oder gar Mißbräuche wären, bey dieser zahlreichen Menschenclasse übles Geblüt verursachen, ihnen gefährlich und unerlaubt vorkommen."

„Sanfte, schonende Belehrung eines Bessern, besonders bey der Jugend, ist also hier das einzige Mittel diese Leute vor Irrthum und Aberglauben zu bewahren. Ihre Erleuchtung kann nicht anders als nach und nach geschehen, vielleicht erst nach Generationen wirksam werden. Alles, was ohne diese Behutsamkeit geschieht, ist wahre Confussion, und kann nichts anders, als böse Wirkungen hervorbringen."

„Auch von geheuchelter Religion gibt es viele, weil ein Patron viel auf Religion hält, weil man sich dadurch empfiehlt. ꝛc."

„Diesem Haufen von wahren und falschen Religionsfreunden stehen die sogenannten Freygeister entgegen: ein sehr zweydeutiger und gemißbrauchter Nahme; ich will sie gleichfalls suchen, in ihre Classen zu bringen."

„Es gibt Katholische Freygeister, welche im ganzen dem System des Katholicismus anhängen, aber Wesentliches und Zufälliges unterscheiden, Mißbräuche anerkennen, auf die Abschaffung derselben dringen, diese im Innern billigen, wünschen, befördern; die aber bey all ihrer Liebe zu einer reinen, wahren Religion, von dem Volke der oben geschilderten Religiösen viel zu leiden haben, und den unverdienten Nahmen eines Freygeistes tragen müssen.

„Christliche Freygeister; die das Christenthum im Ganzen annehmen, und nur in einzelnen Theilen sich Abweichung von den angenommenen Meinungen erlauben.."

„Strenge Deisten gibt es nur wenige; überhaupt wenig Durchgedachtes, Systematisches für oder gegen Religion; das meiste ist Stückwerk, hier und da in der Lectüre aufgefaßt und nachgebethet."

„Französiche Atheisterey hat sich dem — Clima noch nicht genähert — —

„Unter dem denkenden Theil der Nation sehr viel Duldungsgeist, und Verabscheuung des Fanatismus."

„Endlich viele Männer von gesetztem Geiste, die was immer für Vorurtheile gerade hin anzugreifen für schädlich halten, und ihre Vertreibung sicherer von besserer Erziehung und Verbreitung gesunder Kenntnisse erwarten."

* * *

So weit mein Anonymus. Ist Wien nicht ganz das Original seiner Schilderey, so gleicht es ihm doch un=

streitig größten Theils, und wegen des übrigen wasche ich meine Hände.

LXI.

Toleranz.

Unter den vier und zwanzig Millionen Menschen der österreichischen Erbländer befinden sich ungefähr

Reformirte	926000
Lutheraner	304000
Sozinianer *)	86000
Juden	290000
Griechen Nichtunirte.	2916000

Also vier Millionen, Sechsmahlhundert, Zwölftausend Nichtkatholiken.

Noch unter Theresiens Regierung waren ihrer schon immer über vier Millionen. Ein Beweis, daß die religiöse Unterdrückung eben nicht sogar arg war, als man im Auslande behauptete, obschon die stäts herrschsüchtige Geistlichkeit der dominirenden Religion die Glieder dieser Nebensekten bey Gelegenheit fleißig quälte, und ihnen weit über den Willen der Monarchinn durch lästige Zudringlichkeit, Bekehrungssucht, und andere Unannehmlichkeiten beschwerlich fiel.

Endlich erschien im J. 1781 das bekannte Toleranzedict. Ohne Zweifel bewogen den Kaiser die schönen Grundsätze dazu: daß man ein guter Bürger des Staats seyn könne ohne gerade auf diesen oder jenen Ritus zu

*) Auch Unitarier, wie sie sich lieber nennen. Sie sind bloß in Siebenbürgen öffentlich tolerirt, wo sie 1 Superintendenten und 135 Pfarrer haben.

halten; daß es ungerecht sey, jemandem Ideen mit Gewalt aufdringen zu wollen, von deren Richtigkeit er sich nicht überzeugen kann; daß der Staat sich selbst eine unverzeihliche Wunde schlage, wenn er ruhige, arbeitsame, ehrliche Unterthanen bloß deswegen unterdrücken, verjagen, oder ausschließen wolle, weil sie einige besondere kirchliche Meinungen und Gebräuche für sich eigen haben.

Dieses Toleranzedikt war eigentlich für die deutschen Erbländer, für Böhmen, Mähren und Galizien am willkommensten. Hier, wo man unter der Kaiserinn Regierung etwas strenge über die alleinige Aufrechthaltung des Katholicismus gehalten hatte, durften sich vermöge desselben nun die schon heimlich wirklich daseyenden Protestanten öffentlich zu ihrem Gottesdienst bekennen, und andere, die Lust hatten, zu demselben übertreten. Sie bekamen Kirchen, Schulen, und Pastoren; und die daselbst neu entstandenen Gemeinden sind gegen 60000 Köpfe stark. . . . . In Ungarn, Siebenbürgen ꝛc. waren sie immer in einigem Besitze ihrer Rechte und freyern Religionsübung geblieben; aber die Intoleranz des katholischen Clerus hatte soviel bewirkt, daß man sie allmählig aus allen öffentlichen Aemtern und Würden des Königreichs verdrängte. Seit dem Toleranzedikte werden sie wieder, ohne Rücksicht auf ihr Kirchensymbol, nach der Brauchbarkeit ihrer Talente, allenthalben befördert. Die Ungarisch-Siebenbürgische Kanzelley in Wien, und die Statthalterey in Ofen, sind mit Reformirten und Lutherschen Vizepräsidenten, Räthen, und subalternen Beamten besetzt. . . . . Die Juden waren schon seit lange in Böhmen, Mähren, Ungarn, besonders in Galizien so häufig, daß ihre bloße

zahlreiche Existenz von der ihnen gewährten Duldung zeugt. Durch das Toleranzedikt wurde ihnen ihr Daseyn noch mehr gesichert, auch wurden ihnen einige neue Vortheile gewährt. . . . . Die Nichtunirten Griechen machen nach den Katholiken die stärkste Religionsparthie. Sie haben 1 Erzbischof, 8 Bischöfe, und 5857 Popen oder Pfarrer. . . . .

In Wien befinden sich alle diese Religionsverwandte friedlich und ungestört nebeneinander, und wer sich aus allen denselben über Intoleranz beschweren wollte, der müßte in der That ein sehr ungenügsamer Mensch seyn: denn, daß man den Unkatholischen gesetzmäßig befohlen hat, bey Vorbeytragung des katholischen Venerabile entweder aus dem Wege zu weichen, oder den Hut davor abzuziehen, dieß wird wohl kein Mann, der einen Begriff von Anstand und Ordnung hat, unbillig finden.

Kaum war die Toleranz in den österreichischen Staaten förmlich und feyerlich eingeführt, so fing auch ungesäumt eine gewisse Partey auswärtiger Herren in periodischen und andern Schriften an, zweydeutig davon zu sprechen, und sie auf mancherley Art verdächtig zu machen. Diese Leute stützten sich auf einige Ausschweifungen Böhmischer und Kärnthnerischer Bauern, auf einige tolle Predigten einzelner Dorfpfarrer und Mönche, welche gegen die Vorschriften und Befehle des Landesherrn handelten und sprachen. In einem Lande, wo der Katholicismus Jahrhunderte lang allein herschend war, war es unmöglich, bey der so ganz plötzlichen Einführung der Duldung, jeden einzelnen Ausbruch des dadurch gekränkten Fanatismus zu verhindern. Genug

daß die Regierung der Sache abhalf, so bald sie den Unfug erfuhr.

LXII.

Protestanten.

Die Lutherische Gemeinde in Wien besteht aus ungefähr 3000 Köpfen; die Reformirte — mit Einschluß der in Penzing ansäßigen Schweizerschen Bandfabrikanten — aus 700. Die beyden Prediger derselben sind zugleich Superintendenten im österreichischen Sprengel.

Soviel man weiß, so sind die Protestanten mit ihrer Existenz in Wien heut zu Tage vollkommen zufrieden; und sie haben auch Ursache es zu seyn. Eine messingene Klapper am Giebel ihrer Kirche ausgenommen; ist ihr gottesdienstliches Wesen so offen, feyerlich und ruhig, als jenes der Katholiken; und vermöge des neuen Kriminalkodex ist die Strafe desjenigen, der ihren Kirchendienst stören wollte, die nähmliche mit jener eines Störers der Messe bey St. Stephan.

Was ihre Verhältnisse im politischen, bürgerlichen und gesellschaftlichem Leben betrifft: da stehen sie so, daß man denjenigen bemitleiden würde, der sich in irgend einer Lage dadurch einen Vorzug zu verschaffen glaubte, wenn er mit der Versicherung herausrücken würde, er sey kein Protestant, sondern ein guter Katholik.

Der berüchtigte Sander, pedantischen Andenkens, hat unter andern Albernheiten, womit seine elenden Reisen angefüllt sind, auch folgende Stelle über die hiesigen Protestanten niedergeschrieben:

„Die vornehmen Protestanten hier (in Wien) behandeln ihre Religion auch sehr kaltsinnig und nachlä-

ßig. Essen, Trinken, und Schauspiele sind ihnen lieber als Gottes Wort. Man hat in manchen Häusern keine, oder aufs höchste eine große, dicke, und schwere Hausbibel, die niemand braucht. Vom Gebeth vor und nach Tisch weiß man auch nichts 2c."

Was soll man von dieser Stelle denken? soll man sie belachen, oder bemitleiden? Sie ist ein Muster von Machtspruch eines aufgeblasenen Kandidaten, eines Kleinstädters, eines rechthaberischen Bigotten, kurz, eines Dorfschulmeisters, der zum erstenmahl in eine große Stadt kommt. ... Was der Mann für Begriffe von Religiosität, Welt, und Lebensart hat! ungefähr wie ein Kapuziner in einem alten Weiberspital von einer Ministerassemblee sprechen würde. . . . Das theure Wort Gottes, id est, die Gastpredigt des Herrn Sanders, warum hat man ihrentwegen nicht alles verlassen, um sie anzuhören! die große, dicke, schwere Hausbibel, die Niemand liest! — In der That, die protestantischen Minister, Generale und Reichshofräthe in Wien sind mit nichts anderm beschäftiget, und sollten ihre Zeit immer mit Bibellesen zubringen! — Und das Gebeth vor und nach Tisch! Die Minister von England, Schweden Dänemark, Preußen 2c. würden ihre Gäste auf die angenehmste Art überraschen, wenn sie zu Anfang und Ende der Tafel ein Stück aus einer herzbrechenden Hauspostille herlesen ließen.

Herr Sander hat mit dieser auferbaulichen Stelle ein Pröbchen gegeben, was so ein Mann auf seiner Schulstube für Ideen von der großen Welt hat, und wie genau die Denkart eines auf seine geistliche Würde, und alle damit zusammenhangenden Dinge, stolzen protestantischen Magisters mit der Denkart unserer katho-

lischen Theologen vom alten Schrott zusammenhängt. Was Sander von den vornehmen Protestanten sagt, hat Pater Pochlin hundertmahl, nur mit etwas andern Worten, von den Katholiken gesagt. Dem ungeachtet war Sander ein taktfester Schulgelehrter, sogar ein Mitarbeiter an der allgemeinen deutschen Bibliothek, und hatte, ich weiß nicht wie lange, in Göttingen studiert.

Leider schöpft man aus bloßen Büchern keine Weltkenntniß! Leider schützt kein Rezensentenruhm vor dem Lächerlichen der linkischen Diktatormine eines Pedanten.

LXIII.

Gewissensfreyheit.

Sobald man in Wien eine Wohnung gemiethet hat, kommt der Miethsherr und legt seinem Gast den gewöhlichen Polizeyzettel vor, der unter den übrigen Puncten auch die Frage enthält: weß Glaubens man sey?

Diese Frage muß beantwortet werden. Man schreibt eine tolerirte oder nicht tolerirte Religion; aber nach diesem Geständniß — um dessen mehr oder mindere Echtheit sich Niemand bekümmert — ist man aller weitern Prüfung, Nachforschung oder Ausspähung über die Lage seines Gewissens überhoben.

Die Anecdote ist bekannt, daß ein preußischer Officier auf die Frage der Regimentsliste: weß Glaubens er sey? zur Antwort schrieb: „Noch nicht resolvirt.„

Und als ihn der König befragte: warum noch nicht resolvirt? er versetzte: da die Theologen nach einem mehr als tausendjährigen Streit noch nicht einig seyen, welche Religion die wahre, beßte, und Gottgefälligste sey, so wolle er mit seiner Resolution warten, bis die

Sache entschieden sey, um sich dann zur Vollkommensten zu erklären. Der König war mit dieser Aeußerung zufrieden, und drang nicht weiter in denselben. — Ich weiß nicht, was die wienerische Polizey einem ähnlichen unresolvirten Manne antworten würde, und ob sie wohl philosophisch genug dächte, auf keine Resolution zu dringen.

Wer schon einmahl resolvirt ist, welches bekanntlich der gewöhnliche Fall zu seyn pflegt, der schreibt sein Bekenntniß hin; er sey Heide, Jude, Mahomedaner, Grieche, Quäker, Unitarier, Lammsbruder, Wiedertäufer, Protestant oder Katholik. . . Man verwechsle Gewissensfreyheit nicht mit Toleranz. Diese gewährt förmlichen äußerlichen, und öffentlichen Kirchendienst, und erstreckt sich nur auf die bekannten fünf Religionsparteyen: Gewissensfreyheit gehört allen Individuen und ist Universal.

Das auf dem Polizeyzettel abgelegte Glaubensbekenntniß hat nicht die mindeste Folge für den Bekenner. Ihr könnt euch als Katholiken einschreiben, und bis an euer Ende in Wien leben, ohne ein einzigmahl euren Pfarrer gesehen, ohne ein einzigmahl einen Fuß in die Kirche gesetzt zu haben. Es ist keine einzige Ceremonie, keine äußerliche Kirchenpflicht vorhanden, die ihr mitmachen müßt; das Geschäft des Heils bleibt gänzlich und einzig eurem eignen mehr oder weniger zartem Gewissen überlassen.

LXIV.

Ueber den Deismus.

Ihr wollt euch in Oesterreich mit Gewissensfreyheit brüsten! höre ich Jemanden aus Norddeutschland rufen

und versetzt die böhmischen Deisten nach der türkischen Gränze!

Die Erscheinung der Deisten, in einem Winkel von Böhmen, war in der That eine unerwartete Erscheinung. Die Geschichte dieser Sache ist bekannt genug, ich berühre sie also nicht weiter. Nur eine einzige Betrachtung mache ich darüber, die, soviel ich weiß, gänzlich ist übergangen worden.

Man tadelte die österreichische Regierung, daß sie die Deisten nicht in der freyen Ausübung ihrer Ueberzeugung, in ihrem Vaterlande, und in dem Besitz ihrer Güter ließ.

Ganz Europa bekennt sich zu irgend einer geoffenbarten Religion. Von Lisbon bis ans Meer di Marmora, und von Wardhuß bis an die Spitze von Sizilien, ist unser Welttheil mit Altären, Kirchen, Synagogen, Moscheen besetzt. Taufe, Beschneidung, Messe, Predigt, Waschen, machen einen wesentlichen Theil unsrer Pflichten aus. Der Pentateuch; das Evangel, der Koran, sind unsre Gesetzbücher, noch ehe wir mit dem Civilkodex bekannt werden. Kurz, geoffenbarte Religion und politische Regierungsgewalt sind so enge, so innig, so wesentlich mit einander verflochten, daß es schwer ist, zu bestimmen, welche von beiden die andere nöthiger zu haben scheint.

Nun zeigt sich eine neue Religion. Sie will weder von Jehova, noch Christus, noch Mahomed etwas wissen; sie braucht weder Priester noch Tempel; Sakramente und Opfer, Feste, Ceremonien und Gebetsformeln sind ihr verhaßt; sie glaubt weder an Erbsünde, noch Erlösung, weder an Engel, noch Teufel, sie bezahlt weder Stollgebühren, noch Zehenten, weder in

den Klingelbeutel, noch an die Heilandscasse. Für sie schreit der Iman vom Moscheethurm vergebens zum Gebeth; über die Excommunikation des Rabiners lacht sie; umsonst übersetzen Michaelis, Grynäus, und Rosalino die Bibel; sie geht weder in die Erbauungsstunden Lavaters noch zum Segen des Papstes.

Sie glaubt an ein höchstes Wesen, bethet es einzig im Geiste an, setzt ihre ganze Dogmatik darin, guter Bürger zu seyn, und rechtschaffen zu handeln, ohne auf zukünftige Belohnungen und Strafen Rücksicht zu nehmen.

Dieß ist der Deismus. Nun sagt, ob es thunlich war, denselben feyerlich zu authorisiren? Fern sey es von mir, daß ich nicht wünschen sollte, man möchte jedermann öffentlich bekennen lassen, wessen er innerlich überzeugt ist! . . . . Aber wenn der Kaiser den Deismus schon einmahl hätte toleriren wollen, so würde er ihn doch wohl nicht bloß für die Bauern von Pardubitz zugestanden haben. Bewohner von Wien hätten dann doch wohl eben so viel Recht, Duldung des Deismus zu fordern als eine böhmische Dorfgemeinde.

Und ob sich in Wien, und in allen Erbländern überhaupt auch jemand zum Deismus würde bekannt haben . . . Und was die Geistlichkeit, nicht bloß die katholische sondern alles was Geistlichkeit heißt, von Aufgang bis Niedergang, dazu würde gesagt und gethan haben! — — — — — — —

O meine Herren, die ihr in der allgemeinen deutschen Bibliothek, in Schlözers Staatsanzeigen, im deutschen Musäum, in den Ephemeriden der Menschheit, im deutschen Merkur, und wo immer sonst noch, mit gut gemeintem Eifer, mit Ungestümme, mit Bitterkeit,

oder mit Hohngelächter von der Geschichte der böhmischen Deisten gesprochen habt; überlegt diese Umstände noch einmahl, erinnert euch dabey an gewisse Facta aus der neuen Geschichte, und tadelt den Kaiser, wenn ihr noch Lust habt.

Es ist, wie man sagt, in Böhmen seit jenen Vorfällen eine körperliche Strafe darauf gesetzt, sich selbst, oder jemand andern als einen Deisten anzugeben. Indessen wird vermuthlich, dieser Verfügung ungeachtet, weder der Nahme, noch die Sache jemahls verloren gehen.

In Japan, wo das Christenthum bey Lebensstrafe verbothen ist, fragt man die Holländer, wenn sie ans Land steigen, ob sie Christen seyen. Darauf antworten sie: Wir sind Holländer.

LXV.

Die heilige Wegzehrung.

Rudolph der Habsburger begegnete einst auf der Jagd einem alten Pfarrer, der eben die heilige Wegzehrung zu einem Kranken trug. Er stieg vom Pferde, hieß den Geistlichen darauf sitzen und begleitete ihn, samt seinem Jagdgefolge zu Fuß. Dafür prophezeihte ihm der Geistliche, er würde Kaiser werden. So erzählt die fromme Legende.

In einem öden Schweizerwald hat die Vorstellung eines solchen Auftrittes unstreitig etwas sehr Auferbauliches.

In Wien, dem mehrhundertjährigen Sitz der edlen Habsburger — der Enkel des frommen Rudolfs — scheint man jenen Zug einigermaßen verewigen zu wollen. Man trägt die heil. Wegzehrung zu jedem Kranken mit einer

Art von Feyerlichkeit. Der Küster klingelt mit einem Glöckchen voran; der Geistliche ist in Kirchenkleidung, und trägt das heil. Sacrament in dem Ciborium vor sich her; ein paar Kirchendiener begleiten ihn mit einem kleinem, nicht allemahl sehr sauberen, Baldachin. Hinten drein folgen die Verwandten oder sonstigen Hausfreunde des Sterbenden, und etwan noch einige unbeschäftigte fromme Seelen.

Allein, der Abstand von einem öden Schweizerwald zu dem geräuschvollen Wien, ist unendlich groß. Was dort auferbaulich und rührend war, ist es hier nicht in eben dem Maß. Die Gassen sind mit Menschen, Pferden und Wagen bedeckt, und da gibt es oft Auftritte, die mit der Heiligkeit dieses Zuges nicht sehr wohl übereinstimmen.

Man kann Gott nie zu viel Ehre bezeugen, das ist bekannt; aber eben so ausgemacht ist, daß er mehr auf unser Herz, als auf äußern Prunk sieht. In dieser Ueberzeugung möchte ich wohl den Vorschlag thun, daß man eine Abänderung träffe. Sollte es wohl der Heiligkeit der Sache etwas benehmen, wenn es ganz in der Stille zu den Kranken gebracht würde? Zur öffentlichen feyerlichen Ehrenbezeugung für das heil. Sakrament ist ja die Prozession des Frohnleichnamsfestes.

Ehemahls waren die Doctoren der Heilkunde unter einer beträchtlichen Geldbusse dazu verbunden, die Katholischen Kranken mit dem Heiligthume versehen zu lassen, sobald ihr Zustand gefährlich ward. Der Kranke mußte sich nolens volens dazu bequemen.

LXVI.

Griechen.

Die Leute, welche nicht glauben, daß der heilige Geist auch vom Sohne ausgehe, und die sich über das Filio que *) von der lateinischen Kirche trennten, befinden sich in Wien in beträchtlicher Anzahl. Man rechnet ihrer ungefähr 600 Köpfe. Es sind theils wirkliche Griechen, theils Raizen oder Serbier, und beynahe der ganze alte Fleischmarkt ist von ihnen bewohnt. Sie bauen sich eben jetzt in dieser Gasse eine eigene neue Kirche.

Diese Griechen lassen viele Bücher in das Alt- und Neu-Griechische übersetzen, hier drucken, und in ihr Vaterland führen. Die meisten dieser Arbeiten besorgt Herr Vindotti, ein geschickter junger Mann aus der Insel Zante. Seit einigen Jahren wurden unter andern Tissots Anleitung für das Landvolk; von der Gesundheit der Gelehrten; Störks medizinische Schriften; Meletaus Kirchengeschichte; der indische Philosoph; Was ist der Papst? Marmontels Belisar; Fabeln nach Lessings Geschmack, von einem Doctor im Archipelagus; die Cyropädie Neugriechisch; eine topographische Beschreibung der heutigen Stadt Jerusalem, vom dortigen Patriarchen, zur Anleitung für die griechischen Pilgrimme; Grammatiken; Lexika; geographische und historische Wörterbücher; Anleitung zu den nöthigen Wissenschaften 2c. 2c. neu geschrieben, oder übersetzt und gedruckt. Ihr gewöhnlicher Buchdrucker ist der Herr von Baumeister. Die Auflagen sind immer stark. Die Bücher gehen die Donau hinunter, Konstantinopel vorbey, nach Syrien, Griechenland, und nach den Inseln des Archipelags, des Mittelmeeres, des venezianischen Golfo 2c.

---

*) Qui ex patre *Filioque* procedit etc.

Im Jahre 1784 fing Herr Vindotti eine Zeitung in Neugriechischer Sprache an, die in eben jene Provinzen abging.

Man sagt, der Divan in Konstantinopel fand diese Unternehmung gefährlich: er hielt nicht für gut, seine unterthänigen Griechen durch eine Zeitung in ihrer Sprache zu sehr mit der übrigen Welt bekannt zu machen. Er verboth sie, und bewog den hiesigen Hof, ihm darin die Hände zu biethen. Soviel ist richtig, daß diese in ihrer Art einzige Zeitung, die schon stark gelesen ward, nach zwey Monathen wieder unterdrückt wurde.

Arme Griechen! wie weit seyd ihr von euern Vätern entfernt.

LXVII.

Fiaker; Lehnkutscher.

Die Zahl der Fiaker mehrt sich noch immer. Gegenwärtig — im May 1788 — sind ihrer 648.

Es ist eine Sache, die der Aufmerksamkeit werth ist, daß täglich sechshundert Kerls mit 1200 Pferden auf geradewohl in Bereitschaft stehen, und daß ihnen der bloße Zufall doch stets sichern Unterhalt verschaft. Nebst diesen muß jeder Fiaker jährlich sechs und dreyßig Gulden Abgabe bezahlen, welche dem Armeninstitut zufließen, eine billige Auflage, weil sie bloß einen Zweig des Luxus trifft, und der Armuth jährlich einen Beytrag von 22000 Gulden liefert.

Bey alle dem scheinen sich die Fiaker wohl zu befinden, weil ihre Zahl noch immer steigt. Ja einige treiben mit ihren Wägen und Pferdgeschirren eine Art von Prachtliebe: Vergoldung, Plüsch, Lack, 2c. geben ihren Equipagen eine Nettigkeit, die man an den Fiakern zu

Paris, Brüssel, Straßburg ꝛc. keineswegs gewohnt ist. Hätten sie nicht die karakteristische Numer im Rücken, man würde viele derselben für ordentliche Herrschaftswägen ansehen.

Die Wienerischen Fiaker haben für ihre Fuhren keine ihnen vorgesetzte obrigkeitliche Taxe, sondern jedermann handelt mit ihnen willkührlich. Ich halte dieses für besser, als sie einer Taxe zu unterwerfen, weil man bey derselben sicher entweder schlechter bedient würde, oder, um gut gefahren zu werden, von selbst über die Taxe zu zahlen belieben würde.

Wer gut und schnell will gefahren werden der muß einen jungen Fiakerkerl nehmen; diese sind meist muntere, rasche, und wie natürlich, rohe Bursche, aber doch immer besser als die Alten; diese sind mürrische, langsame, verhärtete Bengel, viel gröber als die andern, und schonen im Fahren ihre Pferde mehr, als es dem Fahrenden lieb ist.

Man fährt von einem Ende der Stadt zum andern, z. B. von der Burg an bis zur Hauptmauth, gewöhnlich für 12 Kreuzer, aus der Stadt in eine Vorstadt für 15 Kr. bey schönem Wetter versteht sich; an regnerischen Tagen steigt der Preis.

An einigen Plätzen lassen sich die Fiaker verhältnißmäßig theuerer bezahlen, als an andern; z. B. die Fiaker auf der Landstraße sind im Durchschnitt theuerer als die Fiaker zu Mariahülf; die Fiaker neben der Kaiserl. Reitschule theuerer, als die Fiaker auf dem Kohlmarkt. Auch ist eine Spazierfahrt in einem Pirutsche theuerer, als im gewöhnlichen Wagen. Die Ursache dieses Unterschiedes ist mir unbekannt.

* * *

Der Stadtlehnwägen mögen etwa dreyhundert seyn. Sie sind nicht numerirt, haben alle Arten von modischen Wagenformen, und alle Eleganz eines regelmäßigen Staatswagens, wenn man einen solchen verlangt. In einem Fiaker kann man keine ordentlichen Etikettemässigen Besuche machen, sondern muß einen Lehnwagen dazu nehmen; denn diese werden für ansehnlicher gehalten als jene. Man bezahlt des Tages drey Gulden für einen solchen Wagen mit zwey Pferden, und für einen ganzen Monath 60 Fl. nebst einer Belohnung für den Kutscher.

Viele Leute nehmen zu einer Spazierfahrt aufs Land einen Lehnwagen. Ich rathe jedermann, lieber einen Fiaker zu nehmen, denn die Lehnkutscher thun so delikat mit ihren Bestien, daß man nicht vom Fleck mit ihnen kommt.

Seit 3 — 4 Jahren nimmt die Zahl der Pferde der Privatleute etwas ab. Manch großes Haus hält um 10 — 12 Pferde weniger; manche Familie vom Mittelstande statt 4 nur noch zwey; und manche, die ein Paar gehalten hatte, läßt sich im Lehnwagen zur Visite, zum Spectakel, in die Kirche, und in den Prater fahren.

Dieses trägt ebenfalls zur Vermehrung der öffentlichen Fuhrwerke bey.

LXVIII.

Die Bastey.

Die eigentliche Stadt Wien, welche beynahe rund ist, hat zu ihrer Befestigung einen Wall mit 11 Bastio-

nen. Diese Einfassung wird von den Wienern in der gewöhnlichen Sprache durchweg die Bastey genannt.

Da ich in der Kriegskunst ganz Laie bin, so lasse ich die Bastey von der Seite ihrer wesentlichen Bestimmung ganz unberührt, und betrachte sie bloß in der Eigenschaft als allgemein beliebter und besuchter Spazierplatz von Wien.

Man macht diesen Kreis um die Stadt gerade in einer Stunde, wenn man mit mäßigen Schritte einher schreitet. Schade, daß er wegen des unten liegenden Schuttes und der vielen Kasematten nicht mit Bäumen besetzt werden kann; denn die kurze Reihe von kleinen Bäumchen, welche neben dem Kaisergärtchen steht, ist zu unbedeutend, um sie in Anschlag zu bringen.

Die Bastey wird das ganze Jahr hindurch besucht, weil sie besondere Vortheile hat: Man kömmt von allen Seiten der Stadt leicht und in wenigen Minuten hinauf; man ist vor Pferden und Wagen gesichert, man ist sehr wenig vom Staub belästigt; man trifft beynahe immer Gesellschaft an. Wird man von Donnerwetter, oder Regen, überfallen, so findet man sogleich eine Zuflucht in den nahen Häusern, und hat nicht weit in seine Wohnung.

Die beßte Zeit zum Genuß dieses Spazierganges ist um die Zeit der beyden Aequinoktien, von der Hälfte des Märzes bis in die Hälfte des Monath May; und im Herbst von der Hälfte des Septembers bis in die Hälfte des Novembers. In diesen beiden Perioden ist die Bastey den ganzen Tag lang genießbar, weil die Temperatur der Witterung milde ist. . . Im May und September gibt es ungefähr folgende Ordnung von Spaziergängern daselbst: Um halb 5 Uhr Morgens erscheinen die

zärtlichen Hausknechte, Kutscher, Reitknechte ꝛc. mit den geringern Dienstmädchen aus den vornehmern und mittlern Häusern — Um halb 6 Uhr Lakaien, Laufer, Jäger, Handwerkspursche, Leibhusaren ꝛc. mit Köchinnen, Stubenmädchen, Extramädchen, geringen Bürgerstöchtern. Gegen 7 Uhr kommen junge Bürgersfrauen, Frauen der niedrigern Kanzleybeamten, Künstler, Hausofficiers ꝛc. — Zwischen 8 und 9 Uhr schlendern die Trinker der mineralischen Wasser, die Hypochondristen, und andere eingebildet oder wahrhaft kränkelnde Leute hinauf. — Nach 10 Uhr ist die Stunde halbadelicher Damen. — Um halb 12 Uhr erscheinen die Leute von den höchsten Classen. Von dieser Stunde bis gegen halb 2 Uhr ist an den gewöhnlichen Wochentagen die Bastey mit dem glänzendsten und volkreichsten Besuch beehrt. — Von halb 2 Uhr bis halb 4 Uhr bleibt sie meist leer. Nach halb 4 Uhr mehren sich die Spaziergänger wieder: um diese Stunde wird besonders die liebe, noch nicht ganz reife weibliche Jugend dahin geführt. Nach 5 Uhr kommt noch viele schöne Welt dahin.

Nicht auf der ganzen Bastey herrscht die gleiche Lebhaftigkeit. Die Nordwestseite, vom Burgthor über das Schottenthor gegen die Leopoldstädterbrücke hin, wird nie sehr stark besucht. Aber die Südostseite, vom Burgthor bis zum Stubenthor ist der Lieblingsplatz der schönen Welt. An Feyertagen besonders zwischen 3 und 6 Uhr, wimmelt es in den Frühlings- und Herbsttagen von Spaziergängern, meist aus dem Mittel- und Bürgerstande.

Im hohen Sommer ist die Ordnung verändert. Von 9 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends ist die Bastey in den warmen Monathen ungangbar. Auf dem trokenen Staub-

boden ohne allen Schatten, durch das Zurückprallen der Sonnenstrahlen von den nahen hohen Häusern vermehrt, herrscht dann eine so afrikanisch unerträgliche Hitze, daß sie die Augen blendet, den Athem benimmt, und für die Gesundheit gefährlich wird. Nur die frühere Morgenzeit und die spätern Abendstunden, sind dann der Bastey geheiligt, und diese letztern werden oft bis in die schon dunkle Nacht ausgedehnt, um hier und da ein kleines Abentheuer zu bestehen.

Da die Gassen von Wien wegen der vielen Pferde und Wagen für die Kinder sehr gefährlich sind, so verpflanzt man diese in der schönen Jahrszeit auf die Bastey, um sie dort die frische Luft einathmen zu lassen. Es ist ein allerliebster Anblick, auf den Bastionen vor der Burg, vor den Häusern der Generale Lascy und Pelegrini, einige hundert unschuldige kleine Geschöpfchen in ihrem kindischen Jubel spielen und scherzen zu sehen.

LXIX.

Naturalien = Cabinet.

Das in der Burg befindliche Naturalien = Cabinet sollte eigentlich das Mineralien = Cabinet heißen.

An Mineralien, Seegewächsen und Muscheln ist dieß Cabinet sicher eines der Vollständigsten. Die österreichischen Erblande liefern von selbst schon den größten Theil aller Stoffe aus dem Mineralreich; und was überdieß noch zur Seltenheit und Vollständigkeit mangelte, das hat man aus Sachsen, vom Harz, aus Sibirien, Peru ꝛc. zusammengebracht. Man sieht hier gediegenes Gold, puren Schwefel, auch gediegenes Eisen. . . . Bey Ansicht dieser letztern Seltenheit erinnerte ich mich des großen Stückes von gediegenem Eisen im Naturalien=

Cabinet zu Petersburg, das Pallas beschrieben hat. und über dessen Echtheit manche Gelehrte so lang zweifelten und zum Theil noch zweifeln.

Die Sammlung von Edelsteinen ist sehr complet. Gleich unansehnlichen Bachkieseln liegen ungeschliffene Diamanten daselbst. Ein Opal ist hervorstechend merkwürdig, weil man bis jetzt in keiner Sammlung der Welt einen so großen besitzt: er wiegt vier und dreyßig Loth. Ein ehrlicher Jude, dem man ihn neulich zeigte, ward so sehr von dem Werth desselben entzückt, daß er davor auf seine Knie fiel, und ihn anbetete, wie weiland seine Großväter in dem Thal von Sinai das goldene Kalb.

Unter andern Seltenheiten aus dem Reiche der Steine sind mancherley Tobaksdosen vorhanden, darunter eine von der artigsten Erfindung. Sie ist rund, und ziemlich groß. Ihre äußeren Wände sind mit allen Gattungen von Steinen bekleidet, welche man in Sachsen findet. Jedes Stückchen hat seine auf der silbernen, rings herum laufenden Einfassung gestochene Numer. Unten ist eine heimliche Springfeder angebracht: man drückt darauf, der Boden öfnet sich, und giebt ein kleines Schublädchen von sich, worinn ein geschriebner Katalog von allen an der Dose befindlichen Steinen mit den unterscheidenden Nummern liegt. Man macht in Sachsen mehr ähnliche Dosen, deren Erfindung mir sehr wohl ausgedacht dünkt.

Im letzten Zimmer des Cabinets sind einige andere sehenswürdige Dinge. Ein Bas Relief in Mosaik, welches der König von Neapel geschenkt hat — Viele Stücke von Florentinischer Marketeriearbeit. Die vier Welttheile sind horvorstechend schön; auch hängen einige bewunderungswürdige Perspektiv-Stücke darunter. Ich

finde diese Arbeit so angenehm und zierlich als eine Mahlerey.

Das kostbarste Stück dieses Zimmers ist ein Blumenstrauß; aber ein Blumenstrauß von allen Edelsteinen, aus denen die mit ihren natürlichen Farben übereinstimenden Blumen geschnitten sind. Auf den Blumen kriechen einige Insekten, ebenfalls aus Edelsteinen in ihrer natürlichen Gestalt dargestellt. Das ganze ist ein entzückender Anblick, der noch angenehmer auffallen würde, wenn die Blumen, Blätter ꝛc. nicht so ganz nahe zusammengedrängt wären, sondern durch ihren größern Abstand dem Auge mehr Spielraum zur einzelnen Uebersicht liessen.

Maria Theresia, die bekanntlich Franzen mit innigster unausdrucksamer Zärtlichkeitsglut liebte, überraschte an einem schönen Frühlingsmorgen mit diesem Strauß ihren Gatten; und Franz gab ihn nachher in das Cabinet, wo er die geschmackvollste Sammlung von Edelsteinen darstellt.

LXX

Schlittenfahrten.

Im alten Wien, wo noch viel auf prunkvolle, rauschende Lustbarkeiten gehalten und verwendet wurde, waren die großen öffentlichen Schlittenfahrten eine der vornehmsten winterlichen Unterhaltungen.

Der Hof gab sie unter der Kaiserinn Theresia noch häufig; und nach dem Muster des Hofes auch die grossen reichen Vasallen. Es war eine kostbare Unterhaltung. Da in den Hauptgassen von Wien wegen des vielen Gedrängs von Menschen und Pferden der Schnee selten lange liegen bleibt, und gerade durch diese Haupt-

gassen der Zug immer ging, so mußte man an dem dazu bestimmten Tage erst einige tausend Fuhren Schnee von der Esplanade in die Stadt herein schaffen, um die Bahn brauchbar zu machen. . . . Nebst dem neuen Schlittenputz des Herrn und der Dame, wurden die Läufer, Reitknechte, und Pferde allemahl neu ausstaffirt. Man behing den Gaul mit silbernem Schellengeläute; und eine solche Schlittenrüstung, wenn sie ihrer übrigen Gesellschaft würdig seyn sollte, kostete nicht selten 15000 bis 20000 Gulden.

Kaiser Joseph findet diese Unterhaltung in keinem gehörigen Verhältnisse mit den dazu erforderlichen Kosten. Noch hat Er während seiner Regierung keine Schlittenfahrt gegeben. In dem Schneevollen Winter 1783 = 1784 fand der Adel plötzlich wieder Geschmack an denselben. Die vom Hofe veranstalteten Schlittenfahrten wurden immer bey Tage gehalten. Die anderen des Abends. Bey den ersteren zeigte sich immer die vorzüglichste Pracht. Bey den letztern hat der Anblick etwas romanhaftes und Feenartiges. Ein Trupp Fackelträger zu Pferde voraus; dicht hinter ihnen ein Schlitten mit Trompeten und Pauken. Darauf der Zug von 20 bis 30 Herrschaftsschlitten: vor jedem zwey Postillions mit Fackeln, neben jedem zwey Läufer; die Uniformen wechseln in der Farbenmischung; alles strahlt im Widerschein des vervielfältigten Lichts, von Gold und Silber. Den Beschluß macht ein ungeheurer Schlitten mit Spielleuten besetzt, welche das Getümmel der schellenbehangenen Pferde durch kriegerische Musik erheben.

Die Damen werden durch das Loos vertheilt. Sie sitzen, in sibirische Pelze vortheilhaft gehüllt, auf dem Schlitten; hinter jeder der Cavalier, einen russischen

Muff an der Seite hangend, und mit leichter Hand das Lärmgewohnte Roß an seidenen Schnüren lenkend. Hier ists, wo jene bekannte Strofe gilt:

„Der Jüngling wärmet sich falsch im Hermeline der Nymphe;

„Die Nymphe lächelt, und wehret ihm falsch.„ *)

So geht der Zug durch die vornehmsten Gassen und Plätze. Das Volk strömt haufenweise herzu, die schönen Schlittenfahrerinnen zu sehen, und dieß ist, wie man weiß, die größte Wollust für die weiblichen Herzen. Die Funken von den Fackeln sprühen ihnen um die Köpfe; der rauhste Nordwind saußt ihnen um Busen und Nacken: Kleinigkeiten! dafür sind sie das Spectakel der Stadt, der Mittelpunct, nach dem sich so viele heimliche Wünsche und Seufzer drehen. Dieß entschädigt für alle Ungemächlichkeiten des Körpers.

Endlich hält der Zug vor dem bestimmten Fürstenhause. Schon stehn die Wagen in Bereitschaft. Man wirft sich eilends hinein, fährt nach Hause, kleidet sich um, kömmt zurück zum großen Soupé, und tanzt, und scherzt und lacht, und tändelt beym lauten Ballfest bis an den hellen Morgen.

LXXI.

Gassenkehrer.

Die Säuberung der Straßen von Wien ist pachtweise an eine Gesellschaft überlassen. Zu diesem Geschäfte nimmt die Gesellschaft theils ehrliche Taglöhner, theils die zu den öffentlichen Arbeiten verurtheilte Verbrecher, wofür sie etwas gewisses an die Polizey bezahlt.

---

*) Ramlers Oden.

Diese Männer sind an Händen und Füßen mit Ketten beladen, in grobes braunes Tuch gekleidet, und ziehn täglich in zwey bis drey Haufen — jeder etwan 20 Mann stark — unter Bedeckung von einigen Polizeysoldaten an die nöthigen Plätze.

Unter der Regierung der Kaiserinn wurden die Verbrecher von einigem Stand und Nahmen, wenn es scharf ging, auf Lebenslang in irgend eine Festung versperrt. Man hatte damahls keine Idee in Wien, daß es möglich wäre, einen k. k. Hofrath, einen Cavalier, mit dem Pöbel der Missetbäter vermengt, der öffentlichen Schande ausgesetzt zu sehn. Kaiser Joseph gab der Kriminaljustiz eine neue Form. Wie einst im Thal Josaphat weder Krone, noch Infel, noch Ordensband den Sünder schützen wird, so hob Er auch schon in diesem seinen irdischen Reich allen Unterschied der Stände bey Verbrechen auf. Er schuff die Gassenkehrer, und verdammte den hochbetittelten Vasallen wie den lezten Gaudieb in ihre Gesellschaft. Die Erscheinung dieser Leute war anfangs den Wienern ein unerhört auffallender Anblick. Da der erste gnädige Herr mit geschornem Kopfe mit dem Besen in der Hand, und mit Ketten rasselnd, auf der Straße erschien, drängte sich die halbe Stadt zu dem schrekenden Schauspiel. Seit dem hat man sich mehr daran gewöhnt. der Anblik von gassenkehrenden Baronen, Hofräthen, Grafen ꝛc. hat bewirkt, daß gegenwärtig das Publicum mit einer Art von Gleichgültigkeit über die Sache denkt, so, wie die Verbrecher selbst nun auch ziemlich gleichgültig an diese Strafe gehen.

Sind die Jahre der Strafe vorüber, so bekommt der Abgebüßte seyn bürgerliches Leben und seinen guten Leumund wieder. Wir haben vor kurzem einen solchen

Mann gesehen, der heute den Besen ablegte, und Tags darauf ein Kaffehhaus errichtete. Dieser Umstand verschuf ihm sogleich Gäste.

Einige Leute wollen es übel angebracht finden, daß man die Gassen durch Verbrecher kehren läßt, da doch diese Arbeit auch andere ehrliche Leute verrichten; weil diese Arbeit dadurch gleichsam entehrend gemacht werde, wie sie meinen. Ihr Schluß ist irrig. Nicht die Arbeit ist entehrend; denn dieß ist keine Arbeit auf der Welt; aber als Missethäter zur öffentlichen Arbeit verdammt seyn, die Ketten, und mit denselben den Beweis des Verbrechens, und das Zeichen der Schande tragen, das ist es, was diesen entehrt, und keinen auf jene Weise trifft.

In der ersten Zeit, da diese Strafe eingeführt ward, mußten die lüderlichen Mädchen ebenfalls mit dem Besen in der Hand aus dem Zuchthause zur Straßensäuberung kommen. Diese Einrichtung gab zu verschiedenen Unschicklichkeiten Anlaß. Man läßt sie seitdem zu Hause, und beschäftiget sie großentheils damit, daß sie für das große Krankenhaus waschen müssen; eine Arbeit, die ihnen angemessener und nützlicher ist, als ihre Erscheinung beym Gassenkehren.

Hr. Howard, der die Welt durchreiset, Spitäler, Narrenhäuser, Zuchthäuser, und Gefängnisse zu besehen zu beschreiben, und Vorschläge zur menschlichern Behandlung derjenigen zu thun, die bestimmt sind, in solchen Behältnissen zu leben, war vor einiger Zeit zum drittenmahl hier. Er ging in die Kasematten, wo die Gassenkehrer wohnen, maß, und prüfte die in diesen Gewölben eingeschlossene Luft, wog die jedem solchen Delinquenten täglich zugetheilte Portion Brod, unter-

suchte ihr Wasser, ihre Kleidung, kurz, ihren ganzen physischen Zustand. Man sagt, er habe die Sache nicht ganz nach seiner Idee gefunden.

LXXII.

Wälsche und deutsche Oper.

Keine langweiligere Sache von der Welt, als eine Komödie, die zu lange dauert. Dieß ist der Fall nicht bloß mit den einzelnen Vorstellungen eines Theaterstückes, sondern mit jeder Art von Schauspiel überhaupt. Wien hatte deren schon von allen Gattungen: französische Komödie, wälsche Komödie, wälsche Oper, die großen Noverrischen Ballete, deutsche Oper rc. rc. Allen diesen Dingen ging es wie dem grünen Esel *). Man lief anfangs mit Wuth hinzu, ließ sich halb erdrücken, um das neue Schauspiel zu sehen. Nach wenigen Jahren war das Haus wieder öde. Endlich hielt man sich eine Weile bloß an das deutsche National-Schauspiel. Bald gähnte man auch bey diesem ewigen Einerley wieder; und der Kaiser, welcher die unbeständige Neugierde seiner getreuen Wiener kennt, gab ihnen im Jahre 1783 neuerdings eine wälsche Oper, welche die noch herrschende ist.

Dieß schöne Ungeheuer, wie Schubart **) es nennt, hat sich zum Günstling des feineren Publicums empor-

---

*) Gellerts Fabeln.

**) Der biedere Schwabe, Dichter, und selbst Kompositor. Nachdem er für ein Epigram über zwölf Jahre auf dem Asperg geschmachtet, hat er endlich seine Freyheit erhalten. —

geschwungen. Die Stücke, welche bisher vorzüglich den allgemeinen Beyfall erhalten haben, sind stufenweise folgende:

Il Barbiere di Seviglia.
Fra i due litiganti il terzo godo.
La grotta di Trofonio.
Il Rè Teodoro in Venezia.
Una cosa rara, osia Bellezza ed Onestà.

Es sind eitel komische Singspiele; der ernsthaften Oper ist man, wie billig, ganz überdrüßig. Der Barbier hat einige allerliebste leichte Liederchen, und wird seiner schnakischen Intrige wegen von Zeit zu Zeit gern gesehen. Fra due litiganti etc. ward in kurzer Zeit sieben und dreyßigmahl hinter einander gegeben. — Die Grotte des Trofon etwan 30 mahl. — König Theodor wohl 43mahl. — Die Cosa rara der zu schnell eingefallenen Fasten wegen nur etwan 15mahl. Diese war es aber, welche die Stadt beynahe in Raserey gebracht hätte, und bey deren jeder Vorstellung 3 — 400 Personen aus Mangel an Platz wieder vergebens nach Hause gehn mußten. Seit der Aufführung dieser beliebten Singereyen kommt man in kein Haus, in keine Gesellschaft von guten Ton, wo nicht ein Duett, ein Terzett, ein Finale aus einer der obigen Opern gesungen oder auf dem Flügel herunter getrommelt wird. Selbst die Mandolettikrämmer und Kellnerpursche trillern auf Gassen und Strassen ihr

Ah chi sa Rosina mia
Quando mai ti rivedro! *)

---

*) Aus dem Barbiere di Seviglia.

oder das wollüstige

Vienni tra i lacci miei
Stringi mi o cara ben
Anima mia tu sei,
Ti vo morir nel' sen. *)

Die Leute bey der Oper sind ausgesucht, aber auch gut bezahlt. Mandini und Benucci sind die ausgemachtesten zwey Schalksnarren **) die man sehen kann. Das Hauptgötzenbild in diesem komischen Pantheon, war bisher die Sängerinn Storace, von italiänischer Abkunft, aber in London gebohren. Sie hatte jährlich über 1000 Dukaten. Der Wahrheit zur Steuer muß man bekennen, daß sie sehr gut singt; aber ihre Figur ist nicht vortheilhaft: ein kleines dickes Geschöpf, ohne irgend einem weiblichen körperlichen Reitz, ein paar große, wenig sprechende Augen ausgenommen.

Storace ist vor kurzem nach England gereiset. Sie soll wieder auf das hiesige Theater kommen.

* *
*

Da ein großer Theil des Publicums nicht italiänisch versteht, und man diesen doch auch mit Singspielen unterhalten will: so ist zugleich noch eine deutsche Oper errichtet, die meist im Kärnthnerthor-Theater spielt. Man wendet bey weitem nicht so viel darauf, wie auf die Wälsche, darum hat sie minder gute Sänger, und steht überhaupt sehr unter jener. Der Doktor und der Apotheker, eine Posse, von Ditters in Musik gesetzt, hat hier allein einen ausgezeichneten Beyfall erhalten. . . . Sie ist eingegangen.

---

*) Aus der Cosa rara

*) Buffoni.

LXXIII.

Reife Mädchen.

Ihre Zahl ist groß, und ihre Lage sehr unangenehm. Die von der zweyten und dritten Ordnung sind am schlimmsten daran. Die Hofdienste, welche doch hier einigen tausend Männern Beschäftigung und Unterhalt geben, sind heut zu Tage so sehr in die Form einer Schneckentreppe gebracht, daß die Leute dabey vierzig Jahre alt werden, ehe sie zu einer Stelle kommen, die ihnen erlaubt, eine Frau zu nehmen.

In Sparta peitschten die Weiber jährlich die Hagestolzen im Tempel der Venus mit Ruthen, um sie für ihre Ehelosigkeit zu strafen. Diese Strafe, welche in Sparta wohl angebracht seyn mochte, wäre bey uns höchst unbillig, weil der größte Theil der Hagestolzen es wider seinen Willen ist. Man sieht eine Menge von Kanzelleymännern, Hausoffizieren ꝛc. die schon seit Jahrzehenden ordentliche Liebschaften unterhalten, und als Freyer sammt ihren Liebsten grau werden. Um diesem Mißstand einigermaßen abzuhelfen, würde es besser seyn, wenn man statt der Spartanischen Methode, Ehestandsproseliten zu machen, die alte Babylonische einführte. Wer ein schönes Mädchen zur Frau nahm, mußte eine Taxe erlegen, und mit diesen Taxen steuerte man die Häßlichen und Armen aus, um ihnen ebenfalls Männer zu verschaffen.

So frey und flüchtig die verheiratheten Weiber leben, so gezwungen und langweilig ist hingegen die Lebensart der ledigen erwachsenen Mädchen. Es jammert einen ordentlich, sie keinen Schritt machen, in keine Gesellschaft kommen zu sehen, ohne eine grämliche Tan-

te, eine hämische Gouvernante, oder die Mama selbst mit der Mine ihrer ganzen mütterlichen Authorität zur Forscherinn aller ihrer Worte und Aufseherinn aller ihrer Blicke an der Seite zu haben. Man lehrt sie die Regeln des Putzes, der Gefälligkeit; alle Beschäftigungen zielen dahin, um ihnen die Kunst zu gefallen einzupflanzen, natürlich zu machen; und dann fordert man, daß sie die Spröde spiele, daß sie bey den Siegen ihrer Reitze fühllos bleibe!

In der That ist auch ihre Conversation ziemlich trocken. Eine sogenannte Unschuld — nach dem alten Begrift von diesem Worte — ist leider in den Zirkeln der großen Welt nach dem heutigen Tone ein Geschöpf, das mehr zur Belästigung als zur Belebung der Gesellschaft beyträgt. Man unterhält sich lieber mit Weibern. Das Wesen eines Mädchens hat etwas gezwungenes, ängstiges, leeres, und geziertes, das in die Länge nur ein in sie Verliebter aushalten kann. Sobald aber das Mädchen einen Liebhaber erhascht hat, in den auch ihre Eltern willigen, dann wird aus dem blöden, zimperlichen Dinge oft plötzlich ein stolzes, schnippisches, naseweises Püppchen.

Die Mädchen kennen die Vorzüge der Weiber; darum trachten sie so sehr nach diesem Stande.

Viele junge Mannspersonen meiden jene Häuser, wo reife Mädchen ohne Liebhaber sind, weil man ihre öfters wiederhohlten Besuche gern für eine Liebeserklärung nimmt, oder sie nach einiger Zeit wohl gar zwischen vier Wänden constituirt, und zwingt, zum väterlichen und mütterlichen Protokoll auszusagen, mit welchen Absichten sie in das Haus kommen.

LXXIV.

Kaiserliche Bibliothek.

Wenn die Musen irgendwo in der Welt einen prächtigen, einen geschmackvollen und majestätischen Tempel haben, so ist es der kaiserliche Bibliotheksaal in Wien.

Unbeschreiblich ist der überraschend große Eindruck, den man bey dem Eintritt in diesen Saal empfindet. Ich meines Theils muß gestehen, daß mich kein anderes heiliges oder profanes Gebäude je so hingerissen, so entzückt, so mit angenehmen Hochgefühl durchströmt hat, als die Uebersicht dieser Bibliothek. Der Saal ist 240 Fuß lang, 54 breit, und von der Höhe eines geschmackvollen Tempels. Er stellt ein länglichtes Viereck vor, in dessen Mitte eine ovalrunde Kuppol ist. Marmor, Gold, und Mahlerey ist mit verschwenderischem Aufwand allenthalben verwendet. Acht große Säulen stützen ihn diesseits und jenseits der Kuppol, in deren Mitte die Statue Carls des Sechsten in Lebensgröße stehet, von weißem Marmor, mit einer lateinischen Inschrift an dem Fußgestelle: rings um dieses Bild stehen zwölf andere Kaiser in ähnlicher Größe, und vom nähmlichem Stoff. Um auch die höhere Gegend des Gebäudes zu benutzen, läuft eine geräumige Gallerie rings um dasselbe, und enthält eben so viele Bücherkästen wie die untere Wandfläche.

Der Baumeister dieses herrlichen Denkmahls war bekanntlich Fischer von Erlach. Daniel Gran schmückte es von innen mit seinem Zauberpinsel, dessen Meisterstück die schöne Decke der Kuppol ist, wo alle Wissenschaften in symbolischen Figuren einen freundschaftlichen Kreis machen.

Das Personale der Bibliothek bestehet aus dem Bibligthekar, dem Director, zwey Kustoden, fünf Scriptoren, und vier Amanuensen.

Vermöge einer heilig beobachteten Verordnung, darf nie ein Licht in die Bibliothek gebracht werden, um diesen unersetzbaren Schatz nicht durch irgend einen unvorsichtigen Zufall der Gefahr einer Zerstörung oder Verwüstung auszusetzen.

Den litterarischen Inhalt und Reichthum der kaiserlichen Bibliothek zu beschreiben ist weit über das Fassungsvermögen einer Skizze. Was man auch gegenwärtig davon angeben könnte, würde in wenigen Jahren wieder unrichtig seyn, weil der Vorrath jährlich wächst.

Die Bibliothek hat bestimmte jährliche Einkünfte, die zum gewöhnlichen Bücherankauf verwendet werden. Aber sie ist nicht bloß auf diesen Fond eingeschränkt. Wenn sich Gelegenheiten darbiethen, seltne und zur Vollständigkeit der Bibliothek wesentliche Schriften zu erhalten, so werden sie ohne Rücksicht auf die bestimmte Summe gekauft.

Unter die Seltenheiten und Kostbarkeiten, welche man bey Erwähnung dieser Bibliothek gewöhnlich anführt, gehören: die Sammlung der ersten gedruckten Bücher, seit Erfindung dieser Kunst bis auf das Jahr 1500 inclusive, welche wohl die reichste in ganz Europa seyn mag, und jetzt über 6000 Stücke beträgt; — die berühmte Peutingerische Karte; — Schriften der alten Mexikaner, aus lauter Symbolen und Figuren bestehend, welche Robertson in seiner Geschichte von Amerika hat abzeichnen lassen; — Blätter aus dem Koran, mit alter Kufischer Schrift, aus dem neunten Jahrhundert; — eine Handschrift von Dioskorides, mit gemahlten

Pflanzen, aus dem sechsten Jahrhundert; — zwey Stücke von der alten ächten egyptischen Papyrstaude; — ein sehr alter Purpur-Kodex; — eine Menge wichtige Werke in seltnen Ausgaben auf dem sogenannten Großpapier, worunter die prächtige Bibliothek des Helden Eugen von Savoyen hervorsticht.

Von Kupferstichen ist eine sehr beträchtliche und in ausgesuchten Abdrücken bestehende Sammlung vorhanden. Sie ist nach den bekannten Schulen geordnet.

Noch gehört dazu eine Sammlung von Porträten merkwürdiger Personen aller Art, die über 200 Bände füllt.

Unter dem geographischen Vorrath sind vorzüglich zu bemerken: ein Bleauischer Atlas, der auf 30000 fl. geschätzet vom Prinz Eugen herkommt, und die große Sammlung von Landkarten, welche Baron Stosch gemacht hatte, und die von seinen Erben erkauft worden ist.

Die Bibliothek ist zum öffentlichen Gebrauch gewidmet. Neben dem Saal ist das Lesezimmer, dessen Eintritt im Winter von 9 bis 12 Uhr, und im Sommer von 8 bis 12 Uhr für Jedermann offen stehet. Hier findet man eine lange Tafel für ungefähr 40 Personen und noch einige Nebentische. Jedermann steht es frey ein Buch nach Belieben zu begehren, es in diesem Zimmer zu lesen, auch sich Notate und Auszüge daraus zu machen, zu welchem Gebrauch die nöthigen Tintenfässer in Bereitschaft stehen. In diesem Zimmer wird tiefes Stillschweigen beobachtet, um die nach Kenntnissen und Wahrheit Dürstenden nicht in ihrer Aufmerksamkeit zu stören.

In den Bibliotheksaal selbst wird ohne Begleitung eines Beamten Niemand eingelassen. Die Bücher stehen alle unverwahrt darinne, und man weiß, wie oft Bü-

cherliebhaberey schon manchen sonst sehr ehrlichen Mann zum litterarischen Beutelschneider gemacht hat.

Einige Privatleute, auch Fremde, haben ein oder das andere äußerst seltne Buch aus freyem Trieb in diese Bibliothek gegeben. Dieß ist ein großmüthiges Benehmen, der Nachahmung jedes Wissenschaftsfreundes würdig. Solche einzelne merkwürdige Bücher werden nach dem Tode des Besitzers gewöhnlich von unwissenden Erben verworfen oder verwüstet, da sie hingegen in einer solchen kostbaren Sammlung einer würdigen Pflege genießen, zum Gebrauch des Publicums dienen, und ein bleibendes Denkmahl von der edelmüthigen Denkart ihres Besitzers stiften.

LXXV.

Das Belvedere.

Es liegt am äußersten Ende der Vorstadt, an der Südost-Seite von Wien, auf der Anhöhe, welche das Erdreich von dieser Weltgegend her gegen die Stadt zu bildet. Der Schöpfer desselben war Prinz Eugen, dem es in den Jahren seines größten Glanzes und Ansehens zum Sommeraufenthalt diente, und der ihm, so wie allen seinen Werken, den Stempel seines guten und großen Geschmacks aufdrückte, der zu jenen Zeiten in Wien noch nicht Jedermanns Sache war.

Nach verschiedenen Bestimmungen, die dieser Lustort nach seines ersten Besitzers Tode erhielt, wurde endlich das Gebäude zum Sitz der unschätzbaren Gemählde-Gallerie, und der Garten zum öffentlichen Belustigungsort für die schöne Welt von Wien gewidmet.

Der eigentliche Haupteingang ist von der Seite der dicht daran stossenden Linie. Hier muß man eintreten,

wenn man das Ganze nach seiner eigentlichen Richtung übersehen will; doch ist auch ein anderer Eingang von unten durch den Garten angebracht, welcher der Nähe und größern Bequemlichkeit wegen allgemein gebraucht wird. Von dem obern Haupteingange kommt man in einen geräumigen Hof, der auf beyden Seiten mit Gebäuden und schönen Alleen besetzt ist; in der Mitte liegt ein großer angenehmer Teich. Das Hauptgebäude, ein länglichtes Viereck, liegt ganz frey. Es hat eine prächtige, vielleicht etwas zu sehr mit Zierrathen überladene Fronte. Man steigt auf stolzen doppelten Treppen hinan, und kommt hinter einer Colonade in den großen runden Marmorsaal; dieser ist das Mittelstück, und öffnet den Eingang auf beyde Seitenflügel, deren jeder sieben Zimmer, und zwey runde Cabinette enthält. Der Marmorsaal selbst ist schon mit einigen großen Gemählden behängt, die er wegen seiner durch das ganze Gebäude ragenden Höhe am besten fassen kann. Der rechte Flügel enthält den unnachahmlichen Reichthum der Italiänischen Schule. Im linken Flügel prangen die Schätze der Flamändischen Schule.

Im obern Stockwerke hängen in den vier Zimmern des rechten Flügels die Meisterstücke der deutschen Schule, in den vier Zimmern des linken Flügels die Denkmähler der alten Niederländischen Schule.

Eine solche Gemählde-Sammlung muß man ohne weiters sehen. Jeder, der sie beschreiben wollte, würde sich daran zum Stümper schreiben.

Herr Mechel aus Basel hat sie von 1778 bis 1781 in jene Ordnung gebracht. Man ließ es ihm an nichts fehlen: die Rahmen allein haben über 70000 Gulden gekostet. Der Vorrath aller ihm übergebenen Stücke war

so groß, daß er aus Mangel an mehrerem Raum über tausend der minder kostbaren ausmusterte, welche im untern Gartengebäude aufbewahrt werden, und auch von solchem Kunstwerth sind, daß man aus denselben eine zweyte Gallerie errichten könnte, die noch immer Aufmerksamkeit verdienen würde.

Seit zwey Jahren sind in dieser Gallerie beträchtliche Veränderungen vorgenommen worden. Bey Aufhebung der Klöster hat man in Italien und den Niederlanden manches schöne Stück gefunden, welches hierher wanderte; auch hat der Kaiser durch Kauf und sonstige Erwerbungen die Sammlung vermehrt. Man hat in den Zimmern den Raum noch besser benutzt, und mehr Gemählde aufgehangen, oder sie vortheilhafter vertheilt. Man hat einige von den von Herrn Mechel ausgeschlossenen Stücken zur offenen Ansicht hinauf gebracht, einige der ausgehangenen, als Stücke von mindern Werth, unter die ausgeschlossenen versetzt. Man hat die vier ehedem geschlossenen Cabinette, an den Ecken des Gebäudes eröffnet, und mit kleinen kostbaren Stücken behangen, um in den übrigen Zimmern mehr Raum zu gewinnen. Durch alle diese Neuerungen ist freylich der von Herrn Mechel gemachte Catalog der Gallerie beynahe ganz unbrauchbar geworden. Vermuthlich wird die Gallerie noch von Zeit zu Zeit Abänderungen leiden.

Die Gallerie ist an jedem Montag, Mittwoch und Freytag für die ganze Welt offen. Sie wird eigentlich nur in den wärmern Monathen besucht. Junge Künstler erhalten sehr leicht die Erlaubniß, selbstgewählte Stücke zu copiren.

An den Montagen ist gewöhnlich ein gedrängvolles

Getümmel. Eine Menge Bürgersleute von den un-
tern Classen, Handwerksbursche, die den blauen Mon-
tag machen, ja sogar geringe Dienstmädchen mi
Kindern auf den Armen, besuchen, um den Nachmitta
angenehm zu verbringen, die Bildergallerie. Hierin
wünschte ich nun wohl eine Abänderung. Die Kinde
sind der Gallerie gefährlich: sie betasten manchmahl mi
schmutzigen Fingern die vortrefflichsten Stücke. Wozu
ist auch überhaupt für Kinder die Ansicht der Gallerie?
Ich glaube, man könnte, ohne dem Publicum einen
Zwang zu thun, Kindern und andern ganz niedrigen
Leuten den Eingang verwehren, weil ja eine solche Ge-
mähldesammlung kein Marionettenspiel ist, und man
doch weiß, daß dergleichen Leute nichts besseres aus der
Ansicht derselben zu schöpfen wissen, als wenn sie aus
langer Weile den Guckkasten eines Savoyarden ansähen.

Hinter dem Gebäude, gegen die Stadt zu, liegt der
ziemlich geräumige Garten. Er bildet einen gelinden Ab-
hang. Von der obern Terrasse, noch mehr aber aus dem
ersten Stockwerk des Schlosses, hat man eine entzücken-
re Aussicht über den größten Theil der Stadt und der
Vorstädte, auf den Kahlen Berg und die daran liegen-
den Weinberge, und rechts über die Gegenden der Do-
nau hin. Diese Aussicht würde der Garten nicht haben,
wenn er mit mehr und höhern Bäumen bepflanzt wäre;
dagegen würde er einen andern Vorzug besitzen, nähm-
lich mehr Schatten, den man jetzt nur in dem untern
Theile findet. Aus Mangel dieser einem Garten so we-
sentlichen Eigenschaft wird er nicht sehr häufig, und nur
gegen den spätern Abend hin, von der schönen Welt
besucht.

LXXVI.

Trakteurs.

Die sogenannten Wirthstafeln, (tables d'hôte) welche in verschiedenen Provinzen in und außer Deutschland üblich sind, findet man in Wien beynahe gar nicht.

Diese Tafeln haben die Bequemlichkeit, daß man dabey in Gesellschaft miteinander speist; daß sie einen gesetzten Preis haben; daß auf eine Gemeintafel ansehnlichere Stücke als in zerstreuten Abtheilungen, und doch für das nähmliche Geld können geliefert werden. Dagegen führen sie das Unangenehme mit sich, daß man zur gesetzten Stunde essen muß; daß derjenige, welcher am meisten Lebensart besitzt, bey einer Wirthstafel gewöhnlich am schlimmsten daran ist, denn es gibt unartige Leute und hungerige Schlucker, welche mit der ungezogensten Art am ersten in die Schüsseln eilen, und links und rechts ihren Nachbarn die größten und besten Bissen ohne Blödigkeit und Complimente vor der Nase wegnehmen. Der gemächliche und höfliche Mann ist an einer Wirthstafel der betrogene; man ißt wie auf der Flucht: im Nu sind die Schüsseln ausgeleert, und er steht mit leerem Magen auf.

Wer in Wien nicht seine eigene Tafel hat, geht in ein Wirthshaus, oder zum Trakteur. In den hiesigen Wirthshäusern wird jedem besonders aufgetischet; man speist zu allen Stunden des Tages, so viel oder wenig Speisen als beliebt, doch hat jede einzelne Speise ihren gesetzten Preis, um den ich auch vorher fragen kann, ehe ich sie bringen lasse.

Die andere gewöhnliche Art zu speisen ist bey den Trakteurs. Sie sind nur in der Stadt selbst zu finden

und ihre Zahl ist mäßig: es mögen ihrer ungefähr 30 seyn. Man speist von halb 11 Uhr Morgens bis halb 3 Uhr Nachmittags zu jeder beliebigen Minute. Die Preise sind sehr verschieden, je nachdem man was zu essen verlanget. Der höchste gewöhnliche Preis für ein Mittagessen ohne Trunk ist Ein Gulden; der geringste 4 1/2 Kreuzer: — ein gewaltiger Absprung, wie man sieht — zwischen diesen beyden Abständen gibt es eine Menge Mittelpreise, zu 5 Kreuzer, zu 8 Kr., zu 10 Kr., zu 12 Kr., zu 15 Kr., zu 24 Kr., zu 30 Kr., zu 45 Kr., zu 48 Kreuzer.

Die Gäste der Trakteurs sind nach den verschiedenen Preisen auch Leute verschiedenes und beynahe jedes Standes: Agenten, Militärpersonen, Kanzelleybeamte, Hausofficiers, Geistliche, Künstler, Kammerdiener, Stallmeister, Studenten, Sprachmeister, Musikanten, Fremde, Dikasterianten, Kaufmannsdiener, Lakayen, Läufer, Kutscher, Reitknechte, Handwerksbursche ꝛc. ꝛc.

Diejenigen, wo man für 10 und 8 Kreuzer speist, werden am häufigsten besucht: dieß ist die gewöhnliche Tafeltaxe der Kanzellisten, Studenten, Sprachmeister, Geistlichen, Kaufmannsdiener, Lakayen, Kutscher ꝛc. Sie kommen um 12 und halb 1 Uhr schwarmweise, mit hoch frisirten, parfümirten, elegant gepuderten Köpfen, mit doppelten Uhrketten, seidnen Strümpfen und halbpfund schweren silbernen Schnallen, mit seidenen Kleidern und Ringen an den Fingern, und fallen — wie Stahren in einen Teich — an die schon gedeckten Tische hin. Der Speisemeister steht in der Mitte des Zimmers, und commandirt, wie ein Major vor der Fronte seines Bataillons, die verschiedenen Speisen an die verschiedenen Tische. Die Esser sitzen wie Häringe

auf einander; alles wird in größter Eile verzehrt; und sobald ein Tischvoll abgegessen hat, hebt er sich mit Einmahl auf; und ein Trupp schon wartender leerer Mägen nimmt den ledigen Platz ein. So essen zum Beyspiel, in der blauen Flasche auf dem Stock in Eisen-Platz in zwey mittelmäßigen Zimmern täglich binnen drey Stunden über dritthalb hundert Menschen.

Der Tisch für 8 Kreuzer besteht aus vier Speisen: Suppe, Rindfleisch mit einer Brühe, grüner Speise mit Beylage, Braten oder Eingemachtes. Die Portionen sind so groß, daß der einen gewaltigen Freßmagen haben müßte, welcher sich nicht vollkommen satt daran äsße. Jeder Gast hat jede Speise auf einem besonderen eigenen Teller, alles von Zinn; nur das Brod liegt gemeinschaftlich da, um jeden soviel davon schneiden zu lassen, als ihm beliebt. Wasser geht in einem zinnernen Becher gleichfalls gemeinschaftlich in der Runde herum. Wer Bier oder Wein will, dem steht es für sein Geld zu Diensten. Den größten Haufen an diesen Tischen machen die Livrey-Leute aus.

Die 10 Kreuzer-Tische enthalten beynahe die nähmlichen Speisen; aber man hat ein besonderes Zimmer; jeder Gast hat eine Serviette, eine weiße Kreuzer-Semmel, und ein eigenes Trinkglas. Auch ist die Gesellschaft besser; hier sitzen die Söhne der Musen, die Diener des Altars, Kanzelleymänner, Kadetten, ꝛc. ꝛc.

Unter den Lakayen herrscht hier, sowohl bey den Trakteurs, als in Bierhäusern und andern öffentlichen Orten, eine sonderbare Sitte. Ihr sitzt im Nebenzimmer eines Trakteurs: mit Einmahl macht euch die Gesellschaft im benachbarten Zimmer aufmerksam. Ihr hört keine andere Nahmen mehr als die vornehmsten: Lich-

tenstein, Kaunitz, Esterhazy, Dietrichstein, Palfy, Harrach, Stahremberg, Sinzendorf, Kinsky, Hazfeld, Kolowrat, Kolloredo, ꝛc. ꝛc. Ihr glaubt im Vorzimmer eines Saales zu seyn, wo der größte Adel eine Versammlung hält. Man öffnet die Thüre, und da seht ihr eitel Lakaien, Läufer, Jäger, Kutscher, Leibhusaren ꝛc. aus jenen hohen Häusern, in ihrem bunten Liverei-Anzug. Die Spaßvögel haben es zur Gewohnheit gemacht, statt ihrer eignen, einander bey den Nahmen ihrer Herren zu nennen, und sich nennen zu lassen.

LXXVII.

Der Fasching.

So heißt in der gemeinen Sprache der Wiener, was man sonst die Fastnacht oder den Karnaval nennt,

Für die Wiener – die alten erklärten Freunde von allem was Herz und Sinne vergnügt – ist dieser Zeitraum ein hohes heiliges Fest. Allenthalben, wo man während der Faschingzeit eintritt, ist die erste Frage: Nu wie bringen Sie Ihren Fasching hin, wie unterhalten Sie sich, haben Sie schon wacker getanzt? Der stille ruhige Mann, der Denker und Wissenschaftspfleger, kommt beynahe in Verlegenheit über alle die Fragen, über alle die Einladungen auf Hausbälle, Pikeniks, Musiken, ꝛc,

Die Hauptbeschäftigung ist Tanz, und was dazu gehört, und damit verbunden ist. Der Fasching fängt sich am 7. Januar an, und dauert bis an den hellen Aschermittwoch. Während dieser Tage ruft jeder Stutzer, der ein paar Flinterchen auf der Weste, und einen Ducaten in der Tasche hat, ohne jemahls Horazen gelesen zu haben, auch ohne nur zu wissen, das jemahls

ein Horaz lebte, mit den Worten des Dichters auf:

Nunc est bibendum, nunc pede libero
Pulsanda tellus: nunc Saliaribus
Ornare pulvinar Deorum
Tempus erat dapibus, sodales!

An allen Straßenecken kleben weiße, auch roth, blau und gelb gefärbte Einladungszettel, mit den größten Buchstaben die man nur in irgend einer Druckerey auftreiben kann: Heute ist Musik in dem N. N. Saal; Musik mit Trompeten und Paucken; Musik mit Wachsbeleuchtung ꝛc. ꝛc.

Der vornehmste Lustplatz ist die Redoute. Nebst dieser ist in der Stadt nur ein einziger Tanzsaal, auf der Mehlgrube; weil man hier die Wohnungen nöthiger hat, als sie zu großen leeren Tanzsälen zu verwenden. Diese sind alle in den Vorstädten: man bezahlt beim Eintritt gewöhnlich 20 Kreuzer, die man aber nach Belieben verzehren kann.

Die Bothschafter, und mehrere andere große Herren geben für den hohen Adel Bälle in ihren Häusern. Der Mittelstand, die Räthe, Bankiers, Negozianten, und andere vermögende Bürger ahmen sie darine nach. Man gibt Pikeniks zu zwey Gulden für die Person. Man veranstaltet geschlossene Bälle bey Trakteurs; in Privathäusern, Gasthäusern. Die Hausofficiers aus den Pallästen der Großen veranstalten auf eigene Faust mit ihren Weibern, Töchtern, mit Gouvernanten, Kammerjungfern, Putzmacherinnen ꝛc. glänzende Tanzfeste, auf denen sich manche Zofe mit den Diamanten ihrer Dame schmückt

Der Pöbel strömt überall hin wo eine Weinflasche blinket und ein Hackbrett klimpert: er ahmt die obern

Stände so gut nach, als er kann. Im Jahre 1785 gaben die Dilettanten aus seinem Mittel im Neuen Lerchenfelde ordentliche Bälle mit fünf Kreuzer Eintrittsgeld.

Masken sind, außer dem Redoutensaale, gänzlich verbothen.

Der Fasching ist eine gefährliche Zeit. Die erste Unschuld manches Mädchens, die Tugend manches Weibes findet darin ihr Grab. Wie wär's auch möglich, in jenen Schäferstunden, wo man von Wein, und Tanz, erhitzt, unter vier Augen im einsamen Wagen nach Hause fährt, sich ins Schlafzimmer begleiten läßt; in jenen Augenblicken, wo selbst der strenge Vater, die wachsame Mutter, der argwöhnische Ehemann, die Falten des Ernstes bey Seite legt, und mit der Freude beschäftiget ist; in jenen Augenblicken, auf die der flammende Liebhaber schon ein ganzes Jahr lang gelauert hat, stets alle nöthige Fassung und Stärke beyzubehalten. . . Allein, man muß das Gute wie das Böse sagen: Zum Ersatz erschaft er auch glückliche Bekanntschaften, bringt plötzlich Herzen zusammen, die lange einsam nach einem sympathetischen Anklang schmachteten, stiftet dauerhafte Liebschaften und selbst Ehen.

Den Wucherern und Geldmäcklern gelingt es niemahl besser, als im Fasching: dieß ist ihre Erndte. Uhren, Schnallen, Dosen, Ringe, Kleider, Schuldbriefe ꝛc. alles bekömmt Flügel. Nie gelangt man um geringern Preise zu schönen Mobilien, als um diese Zeit. Um diese Redoute, um jenen Ball besuchen, und gewisse Absichten ausführen zu können, gibt der Stutzer und die Kokette ihre kostbarsten Habe um die Hälfte des Werthes in der Eile von sich. Im Versatzhause wird der Raum zu enge; die Juden können nicht baren Geldes

genug auftreiben. Man stellt Wechselbriefe mit doppelter Summe des Empfangs aus; man verpfändet seine Besoldungsquittungen auf drey Monathe vorhinein; und springt, und lärmt, und erliegt im freudigen Taumel —

Quo me Bache rapis tui plenum!

LXXVIII.

Die Fasten.

Genug! der Tanz ist aus, zerschlagt die Flöten!

„Ein bischen Asche auf die Köpfe gestreut, bringt die rasenden Christen wieder zu sich selbst" sagt der Türkische Spion. Am Aschermittwoche geht man frühe von den Tanzböden weg gerade zu in die Kirche, läßt sich mit Asche bestreuen, und gehet dann nach Hause, um auszuschlafen.

Die Fasten, welche so wenig zu unserer heutigen politischen und kirchlichen Verfassung paßt, fängt allmählig an, von ihrer Strenge zu verliehren. Ehmals hielt und sah man sehr genau darauf; und manchem, der dieses Geboth nicht beobachtete, hat die Nahrung, die er zu sich nahm, oft an seiner Beförderung im Dienste geschadet.... In jedem Wirthshause hing eine gedruckte Verordnung, daß der Wirth zehn Thaler Strafe geben müsse, der bekannten Katholiken an Fasttagen Fleischspeisen vorsetze.

Heut zu Tage wird gemeiniglich dispensiret; und daß überhaupt kein solcher Zwang mehr herrsche, dieses verspürt man an dem gefallenen Preise der Eßwaaren welche für diese Zeit bestimmt sind. Ein ehrlicher Fischhändler versicherte vor einigen Tagen, daß er allein seit drey — vier Jahren jährlich wenigst um zwanzigtau-

send Gulden weniger Fische verkaufe als sonst. Dieß rührt theils von den Dispensen her, theils ist es aus der veränderten Denkart des Publicums, theils aus der Aufhebung so vieler Klöster entstanden.

Die Wiener — welche bekanntlich näschige Leckermäuler sind — schmachteten von jeher, auch in der heiligen Fastenzeit nach den ägyptischen Fleischtöpfen, allein ihr Gewissen stand den Gelüsten des Magens im Wege. Auch dafür fand sich ein Weg. Die Kirche ist keine Stiefmutter; von ihrem nachsichtigen Geiste beseelt, erleichterte der päpstliche Nuntius schon seit lange die zarten Gewissen. Sein Portier (Thorsteher) hatte Fastendispensationen zu tausenden in Bereitschaft liegen: die Taxe für ein solches Zettelchen waren zwey Siebenzehnerstücke. Dieser kleine geistliche Handel machte einen Theil der Besoldung des Portiers aus. Die Wiener hohlten bis auf die neuesten Zeiten diese Dispensazionen haufenweise. Einige lachten darüber in öffentlichen Gasthäusern, aber sie hohlten dieselben doch. So groß ist die Macht der Vorurtheile!

Wie man ehedem das Fleisch in der Fastenzeit abtödtete, so wollte man auch den Geist abtödten. Die Theater waren geschlossen. . . Man hat nun auch hierin nachgegeben. Im vorigen Jahre wurden zum erstenmahl während der Fasten auf der hiesigen Bühne Schauspiele gegeben, und 1787 wurden sie auch auf den Bühnen der Provinzialstädte erlaubt.

LXXIX.

Volkslisten vom Jahre 1786.

Da wir die genaue Zahl von den Bewohnern Wiens so wenig mit Zuverlässigkeit angeben können, als man es von einigen andern der größten Städte Europens

kann, so müssen wir uns einstweilen mit Tauf- und Sterbelisten begnügen, um darauf wenigst wahrscheinliche Vermuthungen von dem Bevölkerungszustand dieser Stadt zu gründen.

Im Jahre 1786 sind in Wien und dessen Vorstädten gestorben:

Männer	2295
Weiber	2152
Knaben *)	3119
Mädchen	3005
Zusammen =	10571

Getauft wurden in allen Pfarren

Knaben	4779
Mädchen	4593
Summe =	9372

Todtgeboren . . .	435

In dem Gebährhause sind zur Welt gekommen:

Knaben	598
Mädchen	535
Summe =	1133

Für die ungetauften Kinder der hiesigen Juden und der wenigen Türken rechne ich 65

Also ist die Summe aller Todesfälle . . 10571

Die Summe aller Geburten . . . 11005

*) Als Knaben und Mädchen werden die Kinder unter 10 Jahren gerechnet.

Also übertrift in diesem Jahre die Zahl der Geburten jene der Sterbfälle um . . 434
oder wenn man die wirklich lebend zur Welt gekommenen annimmt, um . . . 1
Getraut wurden in diesem Jahre Paare . 2690

Vergleicht man diese Listen vom Jahre 1786 mit den Listen vom Jahre 1785, so zeigt sich, daß in dem letzten Jahre 1032 Menschen weniger gestorben, 281 weniger getauft, 23 mehr todt zur Welt geboren, und 202 Paare mehr getraut worden sind, als im Jahre 1785.

Am letzten December 1785 waren in dem hiesigen allgemeinen Krankenhause 1095 Kranke wirklich vorhanden, dazu kamen in dem ganzen Zeitraum des Jahrs 1786, vom 1. Januar bis zum letzten December von Tag zu Tag noch 10558 Kranke. Von diesen sind geheilt entlassen worden 9627, gestorben sind 799. Folglich blieben beym Anfang des gegenwärtigen Jahrs wieder 1227 Kranke übrig.

Diese Angaben sind aus der hiesigen Zeitung genommen.

LXXX.

Consumtion vom Jahre 1786.

Vom 1. November 1785 bis zum 31. October 1786 sind an den Linien von Wien verzollt worden:

Ochsen	42197	Stücke.
Kühe	1511	—
Kälber	66353	—
Schafe	53925	—
Lämmer	164700	—
Schweine	96949	—
Spanferkel	12967	—
Oesterreicher Wein . . .	454063	Eimer
Ausländ. u. Ung. Wein . .	10276	—
Bier	382578	—
Weiß Mehl	379804	Zent.
Schwarz Mehl	293041	—
Gries	9920	—
Hülsenfrüchte	55225	Metzen
Weitzen und Korn	148655	—
Gerste	136232	—
Hafer	719286	—
Heu	18471	—
Stroh	1286517	Bünde.
Unschlitt	23927	Zentner

Obschon der Tarif der Einfuhr nicht ganz genau den Stand der hiesigen Verzehrung darlegt, so gibt er ihn doch bis auf wenige Artikel, und den Ueberschuß der durch Schleichhandel hereingebrachten Dinge, genau. Laßt uns also aus dieser Liste eine Vergleichung der Verzehrung vom Jahre 1786 mit dem Jahre 1785 anstellen.

Wien verzehrte in dem Jahre 1786 gegen das vorhergehende.

Mehr.

Ochsen	1156	Stücke.
Kühe	192	—
Schafe	4931	—
Lämmer	17524	—
Spanferkel	91	—
Bier	5748	Eimer.
Weiß Mehl	8912	Zentner
Schwarz Mehl	30848	—
Gries	2785	—
Hülsenfrüchte	10249	Metzen.
Gerste	62446	—
Hafer	14784	—
Stroh	56355	Bünde.
Unschlitt	2396	Zent.

Weniger.

Kälber	4886	Stücke.
Schweine	1607	—
Oestr. Wein	93642	Eimer.
Ausländ. u. Ung. Wein.	373	—
Weitzen und Korn	3670	—
Heu	1436	Fuhren.

Die Verzehrung des Jahrs 1786 war also um ein beträchtliches stärker, als die Verzehruug des vorigen Jahres. Selbst die zwey verminderten Artikel der Kälber und Schweine, werden durch die Zahl der Ochsen Schafe und Lämmer ersetzt. Die Bevölkerung muß also im steigen seyn.

Nur mit dem Wein bin ich in Verlegenheit. Daß die Wiener im Jahre 1786 um 94015 Eimer weniger sollen getrunken haben, als im vorhergehenden Jahre, kann ich nimmermehr glauben. Die richtigste Auflösung dieses sehr großen Abstandes wird wohl seyn, daß auf Veranlassung der Kameraladministrazion eine große Menge Wein von den aufgehobenen Klöstern zum Verkauf nach Wien gebracht wurde, welcher Zollfrey in die Stadt ging, und also den beträchtlichen Unterschied in den Mauthregistern machte.

DER STADT

Pe221

Wien,

bey J. B. Degen,

Buchdrucker und Buchhändler.

1803.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pezzl, Johann,

Skizze von Wien unter der Regierung Joseph des Zweyten

Bd.: 1.

Wien (1803)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Gs 7317 -1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11249422-7